Oesterreichisch-Ungarische Revue.

Mai und Juni 1892.

(13. Band; 2. und 3. Heft.)

Inhalt.

Wien.

Verlag der Oesterreichisch-Ungarischen Revue.

II. Rauscherstraße 16.

Oesterreichisch-Ungarische Revue.

Monatsschrift für Geschichte und Heerwesen, Staatsrecht und Justizwesen, Cultus und Unterricht, Staats- und Volkswirthschaft, Länder- und Völkerkunde, Wissenschaft, Literatur und Kunst.

Die **„Oesterreichisch-Ungarische Revue"** bildet die Neue Folge der **„Oesterreichischen Revue"** und hat sich gleich ihrem Vorwerke die Aufgabe gestellt, die lebendigen Traditionen der Monarchie fortzupflanzen und über das in seiner Mannigfaltigkeit reiche Culturleben Oesterreich-Ungarns, sowie über die neue Epoche seiner Entwickelung aus unzweifelhaften Quellen Aufschluß zu geben. Der Charakter des Unternehmens ist durch den nachstehend veröffentlichten Auszug aus den erschienenen 5 Jahrgängen der neuen Folge gekennzeichnet. Probehefte und Inhaltsverzeichniß der **„Oesterreichischen Revue"** und der ersten 5 Jahrgänge der **„Oesterreichisch-Ungarischen Revue"** sind durch den Verlag der **„Oesterreichisch-Ungarischen Revue"** zu beziehen. Abonnements nehmen sämmtliche Buchhandlungen des In- und Auslandes, sowie die k. k. österr. und k. ungar. Postanstalten und der Verlag der „Oesterreichisch-Ungarischen Revue" in Wien, II. Rauscherstraße 16, entgegen.

Die **„Oesterreichisch-Ungarische Revue"** erscheint in Monatsheften von durchschnittlich vier Bogen Groß-Octav. Je sechs Hefte bilden einen Band. Der Pränumerationspreis inclusive Postversendung beträgt für Oesterreich-Ungarn ganzjährig 9 fl. 60 kr., halbjährig 4 fl. 80 kr., vierteljährig 2 fl. 40 kr. Für die Länder des Weltpostvereines ganzjährig Mark 16.— = 20 Francs; halbjährig Mark 8.— = 10 Francs; vierteljährig Mark 4.— = 5 Francs. Für das übrige Ausland: ganzjährig Francs 25 = 20 Schilling; halbjährig Francs 13.— = 10 Schilling 4 Pence. Das einzelne Heft kostet für Oesterreich-Ungarn fl. 1.—; für das Ausland Mark 2.— = 2.50 Francs.

Aus dem Inhalt der Neuen Folge der **„Oesterreichisch-Ungarischen Revue"** seien folgende Aufsätze erwähnt:

Geschichte.

Hans Schlitter Die Stellung d. nordamerik. Regierung z. d. Ereignissen d. J. 1848 in Oesterr.-Ung. Bd. I, Heft I, S. 5.
Edmund Schebeck: Die Schweden und die Kapuziner im dreißigjährigen Kriege. Bd. I, Heft III, S. 26.
Paul v. Radics: Die Auersperge in Krain. Bd. I, Heft IV, S. 5. — Die Geschichte von Abbazia. Bd. III, S. 223.
Gustav Amon v. Treuenfest: D. Feldzug in Neapel u. d. Erstürmung d. Festung Gaëta d. d. Oesterreicher i. Jahre 1707. Bd. I, Heft V, S. 5. — Kaiser Joseph II. letzte Tage. Bd. II, Heft I, S. 5.
Joseph von Lehnert: Wilhelm von Tegetthoff. Bd. I, Heft VI, S. 5, Bd. II, Heft VII, S. 5 und Heft VIII, S. 5.
Franz Martin Mayer: Die Gründung der Grazer Universität. Bd. II, Heft VIII, S. 32.
Joseph Alexander Freiherr von Helfert: Graf Franz Stadion. Nach Briefen von Franz Freiherrn von Pillersdorf aus den Jahren 1846 bis 1848. Bd. II, Heft II, S. 1; Heft III, S. 16 und Bd. III, S. 19.
Hermann Hallwich: Gabriel von Pechmann. Ein Beitrag zur Geschichte Wallenstein's. Bd. II, Heft II, S. 14.
Adolf Beer: Erzherzog Karl als Finanzpolitiker. Bd. II, Heft III, S. 1, und Bd. III, S. 1.
Wendelin Boeheim: Vergangene Tage in Oesterreich. Bd. III, S. 129 und 206.
Gustav Steinbach: Franz Deák. Bd. III, S. 257; Bd. IV, S. 6 und 129.
Gustav Amon v. Treuenfest: Leopold I., Herzog von Lothringen. Bd. IV, S. 193.
Max Büdinger: Zu den Verwaltungsgrundsätzen des Kaisers Franz. Bd. IV, S. 257.
Joseph von Lehnert: Der Sturz d. Republik Venedig u. d. Occupation i. Provinzen durch Oesterreich. Bd. V, S. 1.
Georg Deutsch: Joseph von Sonnenfels und seine Schüler. Bd. V, S. 65. — Dr. Beda Dudik, Bd. IX, S. 221.
Eugen Guglia: Die ersten Emigranten in Wien 1789 bis 1795. Bd. V, S. 177.
Gustav Steinbach: Zur Geschichte des Octoberdiploms. Actenstücke zur österr. Verfassungsgeschichte. Bd. V, S. 289.
Eugen Gelcich: Die letzten Tage der Republik Ragusa und ihre Einverleibung in Oesterreich. Bd. V, S. 311.
Eugen Guglia: Reisende in Böhmen im Zeitalter Joseph II. und Franz II. Bd. V, S. 338.
Paul v. Radics: Habsburg-Denkmale in Oesterr.-Ung. Bd. VI, S. 1. A. — Gigl: Gerhard v. Swieten. Bd. VI, S. 113
Graf Georg Apponyi's Denkschrift zur Geschichte des österreichisch-ungarischen Ausgleichs. Bd. VI, S. 241.
Eugen Gelcich: Rugierus Boscovich. Bd. VI, S. 332.; Episoden aus der Uskokengeschichte. Bd. XII, S. 51.
Hans Schlitter: Die Regierung d. nordamerik. Republik u. d. ung. Frage i. J. 1848 u. 49. Bd. VII, S. 1 u. Bd X, S. 1.
Karl Frhr. v. Binder-Kriegl stein: Der Tag von Solferino. Bd. VII, S. 101.
Wilhelm Schramm: Mähren unter Karl VI. Bd. VII, S. 241.
Georg Deutsch: Geistliche Würdenträger und Klosterfrauen aus dem Hause Habsburg. Bd. VII, S. 177 u. 259.
Joh. B. Meyer: Kaiser Joseph II. Handbillet v. 4. Dec. 1783 üb. d. Besorgung d. Regierungsgeschäfte. Bd. VIII, S. 65.
Vincenz Goehlert: Die Dynastie Habsburg-Lothringen. Historisch-statistische Studie. Bd. VIII, S. 117.
Eugen Guglia: Kaiser Joseph II. und der Passauer Kirchenstreit. Bd. VIII, S. 186.
Paul v. Radics: Die Reisen Kaiser Joseph II. Bd. VIII, S. 241 und Bd. IX, S. 1.
Peter Anton v. Schlechta: Die Entwickelung d. böhm. Adels. Bd. IX, S. 81, 193 u. 265, Bd. X, S. 10, 125, 193 u. 274.
Karl Freiherr von Binder-Kriegl stein: Die Schlacht von Magenta. Bd. IX, S. 115.
Wilhelm Fraknói: Die europäische Politik des Königs Mathias von Ungarn. Bd. X, S. 65.
Franz v. Krones: Aus der Zeit der Befreiungskriege. 1813 bis 1815. Bd. X, S. 257.
Franz Ilwof: Erzherzog Johann u. P. Adler Bd XI, S 25. — Die Waldenser in Oesterreich. Bd. XII, S. 81.
Edmund Schebek: Die Capitulation Wallenstein's b. Wiederantritt d. Generalates im Jahre 1632. Bd. XI, S. 284.
Franz v. Krones: Der Jesuitenorden und seine Rolle im Geschichtsleben Ungarns. Bd. XII, S. 193 u. 289
Hans Schlitter: Warum England n. d. Aeußerungen e. öst. Staatsmannes s. amerik. Colonien verlor. Bd. XII, S. 225.
Edmund Schebek: Erinnerungen an den Feldmarschall Grafen Radetzky. Bd. XIII, S. 25.

Oeffentlicher Unterricht.

Bruno Bucher: Unser gewerblicher Unterricht. Bd. I, Heft I, S. 45.
Friedrich Simony: Die Zweitheilung der Geographie an der Wiener Universität. Bd. I, Heft IV, S. 57.
Wilhelm Exner: Das technologische Gewerbemuseum in Wien. Bd. I, Heft V, S. 59.
Albert Ilg: Ueber ästhetische Erziehung. Bd. III, S. 41.
Eugen Gelcich: Die österreichisch-ungarischen Schifffahrtsschulen. Bd. III, S. 328.
Sigmund Grünberg: Das Volksschulwesen in der Bukowina in seiner historischen Entwickelung. Bd. V, S. 193.
E. Fr. v. Swieten: D. Reform d. Universitätsstudien in Oesterreich d. v. Swieten. Bd. VI, S. 297, u. Bd VII, S. 21.
J. H. Schwicker: Das Mittel- und Hochschulwesen in Ungarn. Bd. XI, S. 91, 212 u. 337; Bd. XII, S. 31.

Volkswirthschaft.

Alex. Peez: Die ung. Landesausstellung v. 1885 in ihrer Bedeutung für Ungarn u. d. Balkanländer. Bd. I, Heft I, S. 18
Heinrich Kröhnke: Die Bedeutung der Binnenschiffahrt. Bd. I, Heft II, S. 14.
Max v. Hantken: Die Kohlenablagerungen und der Kohlenbergbau Ungarns. Bd. I, Heft II, S. 33.
Alexander v. Dorn: Die Aufhebung des Triester Freihafens. Bd. IV, Heft I, S. 23.
Johann Hunfalvy: Die Flußregulirungen in Ungarn. Bd. I, Heft V, S. 21.
Franz Berger: Die Wienflußregulirung. Bd. I, Heft VI, S. 35.
Johann Auspitzer: Das österreichisch-ungarische Consularwesen. Bd. II, Heft VIII, S. 42.
Friedrich Kleinwächter: Die Czernowitzer Ausstellung von 1886. Bd. II, Heft IX, S. 5.
Stephan Molnár: Ungarns Weinbau und Weinhandel. Bd. II, Heft I, S. 10.
Raphael Hoffmann: Das Berg- und Hüttenwesen Oesterreich-Ungarns. Bd. II, Heft 1, S. 19, u. Heft IX, S. 40.

Das Hoftheater Kaiser Leopold I.

als Grundstein ständiger Bühnen in Oesterreich-Ungarn.

Aus Anlaß der internationalen Ausstellung für Musik- und Theaterwesen in Wien 1892.[1])

Von P. v. Radics.

(Schluß.)

Das Theaterwesen in den Reichstheilen.

Wie schon in der vorhergehenden Abtheilung wiederholt betont worden, war es zunächst die unmittelbare Theilnahme einer ansehnlichen Zahl aus dem österreichisch-ungarischen Hochadel an den theatralen Aufführungen in der Residenz, vorab an dem mit so viel Pracht und Herrlichkeit, mit so luxuriösem Pompe ausgestatteten Hoftheater Kaiser Leopold I. und später seines Sohnes Kaiser Karl VI., was für die Bildung und Entwickelung des Theaterwesens in den einzelnen Reichstheilen anregend und fördernd wirkte.

Diese Anregung und Förderung ward aber für noch weitere culturell einflußreiche Kreise schon unter Kaiser Leopold I. an Ort und Stelle selbst theils durch temporäre, von glanzvollen Festen aller Art, darunter in erster Linie von Festtheatern begleitete Anwesenheit des kaiserlichen Hofes, theils durch, von den Reichs- und Landeswürdenträgern hier an ihren väterlichen Heimstätten geschaffene eigene, dem kaiserlichen nachgeahmte fürstliche und gräfliche „Hoftheater" noch weiters und direct gehoben und gestärkt.

Die „Huldigungsfahrten" des Kaisers Leopold I. in die einzelnen Königreiche und Länder, sie wurden daselbst zugleich immer zum frohbegrüßten Anlasse, dem kunstliebenden Monarchen seine vorzüglichste Vergnügung mit Musik und Theater ja nicht entbehren zu lassen, wodurch dann im immer weiteren Umkreise Lust und Verständniß für

[1]) Siehe: „Oesterreichisch-Ungarische Revue", XIII. Band, S. 1.

großartige künstlerische Aufführungen mehr und mehr geweckt und genährt wurde.

Die Cavaliere aber, sowohl die älteren Zeitgenossen, wie die unter ihm heranreifende Generation, sie waren und blieben eifrigst bestrebt, ihren Fonds theatralen Interesses, wie sie ihn am Wiener Hofe und auf ihren Reisen im Auslande sich angeeignet und gesammelt, daheim auf den, nun zumeist umgebauten und reich ausgestatteten, Schlössern zur Basis intensiven musikfreundlichen Wirkens und Strebens zu machen, zur Basis solchen Wirkens und Strebens in ihren Palästen und in den, unter ihrem administrativen Einflusse stehenden landschaftlichen Entitäten: „Ballhäusern", „Reitbahnen" u. s. w. zu machen, auf welchen Grundlagen sich im Laufe der Zeiten da früher, dort später die ständigen Landesbühnen aufbauen konnten und thatsächlich aufgebaut haben.

*
* *

An dieses Werdeleben des Theaterwesens in den Reichstheilen herantretend, kommt uns zunächst die Betrachtung der diesbezüglichen Verhältnisse im Königreiche **Böhmen**, denn hier greift der Einfluß des kaiserlichen Hofes auf die Förderung des Interesses für Theater und Musik in noch weit frühere Tage zurück, was wir an der Hand des monumentalen Werkes Oskar Teuber's über die Geschichte des Prager Theaters[1]) in Kürze vorher noch berühren möchten, ehe wir an die directe Einflußnahme der Opernaufführungen unter Leopold I. schreiten wollen.

Schon Kaiser Ferdinand I. ließ 1543 im kaiserlichen Schlosse zu Prag die von Studenten im Carolinum 1539 zum ersten Male mit durchschlagendem Erfolge gegebene Comödie von der „Susanna", von den Darstellern im sogenannten Rezkischen Collegium, im Beisein seiner Gemahlin und seiner beiden Söhne Ferdinand und Maximilian aufführen, nachdem seine Hofherren einer kurz vorhergegangenen Aufführung desselben Stückes das größte Lob nachgesagt.[2])

Im Jahre 1556 waren, berufen von Kaiser Ferdinand I., die Jesuiten unter Führung ihres Provinzials Peter Canisius nach Prag gekommen und hatten gar bald auch hier das bereits eingangs charakterisirte Mittel zur Bildung und Erziehung ihrer Convicts- und

---

[1]) Geschichte des Prager Theaters von Oskar Teuber. 3 Bände. Prag 1883 ff.

[2]) Teuber, l. c. I, 9 f.

Schulzöglinge durch die Aufführung von sogenannten Schuldramen in Schwung gebracht.

Ein enragirter Verehrer dieser Jesuitendramen war Erzherzog Ferdinand; am 28. October 1563 mußten ihm die Jesuitenschüler in der Burg am Hradschin ausschließlich vor den Hofleuten und den Großen des Reiches die Tragödie Philopaedius, ein unendlich rührendes und auferbauliches Stück, aufführen, in welchem mehrere wollüstige Jünglinge coram publico von etlichen scheußlichen Teufeln geholt und in der Hölle gebraten wurden.[1])

Nachdem im Jahre 1567 die erste čechische Originalnovität „Das böhmische Trauerspiel von St. Wenzeslaus dem Märtyrer" und 1568 mit vielen Wiederholungen das biblische Ausstattungsstück „Die drei Könige an der Wiege Christi" gegeben worden, beides unter dem außerordentlichsten Beifall, erwuchs aber — wie Teuber sagt[2]) — den Jesuitenschülern in den nächsten Jahren starke Concurrenz in einem sehr gelehrten Vierfüßler — dem ersten Elephanten, den Prag in seinen Mauern gesehen. Am dritten Sonntage der Fastenzeit im Jahre 1570, ließ nämlich Maximilian II. am Altstädter Ring im Beisein vieler Fürstlichkeiten ein grandioses Schauspiel aufführen. Der Vulcan Aetna stand, feuerspeiend nach allen Seiten, in der Mitte des Platzes. Scheußliche Vögel umflatterten seinen Gipfel, ein Drache spie Flammen, und auf einem Pegasus erschien Perseus mit dem Gorgonenhaupte. Nicht genug aber an diesem gräßlichen Anblicke. Plötzlich hörte man Löwengebrüll und ein lebendiger Löwe in einem hölzernen Käfig wurde sichtbar. Schließlich betrat auch der Held des Tages, der Elephant, die Scene, auf seinem Rücken den indischen König Porus tragend. Vor dem Kaiser hatte sich der intelligente Dickhäuter niedergelassen und war nicht zu bewegen, dieselbe Reverenz einem anderen der hohen Herren zu erweisen.

Wenige Jahre vorher, als sie den Wanderstab ergreifen mußten (1618), war es den Jesuiten in Prag vergönnt, während des Fürstenconventes (1610), den Kaiser Rudolf II. ausgeschrieben hatte, um eine Versöhnung mit Mathias herbeizuführen, vor einem „Parterre von Königen" das Drama „Elias" zur Aufführung zu bringen. Die Erzherzoge Maximilian, Ferdinand und Leopold, die Kurfürsten von Mainz und Köln, sowie der protestantische Herzog von Braunschweig, ein besonderer

---

1) Teuber, l. c. I, 19.
2) l. c. I, 21.

Förderer der Schauspielkunst, wohnten der Vorstellung bei und am Peters- und Paulstage 1617 wurde zur Feier der Krönung Ferdinand II. die „stattliche Comödie vom Kaiser Constantius M. von den Patribus S. J. agiret und gehalten" — die letzte Jesuitenvorstellung in dieser Aera ihres Wirkens in Böhmen.[1]

Inzwischen war auch die Musik in Prag schon künstlerisch gepflegt worden und die Kaiserburg am Hradschin war ihre vorzüglichste Pflegestätte in der Zeit schon, als in Italien die ersten Anfänge des musikalischen Dramas der Oper keimten. Im Jahre 1594 als Rinuccini, Caccini und Peri ihre „Daphne" schufen, hielt Kaiser Rudolph II. Hof auf dem Hradschin und ein reicher, angesehener Kreis von Musikern aus Wälschland und Deutschland bildete seinen bedeutenden musikalischen Hofstaat. Es fand sich also ein Materiale vor, um den „Opern", als sie aus Wälschland nach Deutschland vordrangen, eine entsprechende Aufführung zu sichern.[2]

Die Sprache blieb auch hier die italienische und sie war es auch bei der Opernaufführung, welche im November 1624 in der Prager Burg vor sich ging; Fest an Fest drängte sich auf dem Prager Schlosse, man feierte die Krönung Eleonora's von Mantua, der Gemahlin Kaiser Ferdinand II. zur Königin und Ferdinand III. zum König von Böhmen. Gegeben wurde eine sehr schöne „Pastoralcomödie" „mit sehr lieblichen und hell klingenden Stimmen und alles singend, neben eingeschlagenen Instrumenten und anmuthigen Saitenspielen nach dem ordentlichen Musikaltact in toskanischer Sprache," da unter Anderem dem Jovi die vier Elemente ihre Dienste präsentirt. Die Actores sind Manns- und Weibspersonen gewesen.[3]

„Man darf annehmen, daß diese Opernaufführung nicht ohne Nachfolge geblieben ist — fährt Teuber fort — und daß namentlich die Hofkapelle Ferdinand III., welche Kräfte hervorragenden Ranges umfaßte, zeitgenössische Werke nicht unbeachtet gelassen haben mag, wenn auch in den kriegerischen Zeitläuften des dreißigjährigen Krieges und in der traurigen Zeit, welche dieser verheerende Krieg für Böhmen im Gefolge hatte, der Sinn für liebliche Pastoralspiele nicht besonders geweckt worden sein mag."[4]

---

[1] Teuber, l. c. I, S. 26 f.

[2] Teuber, l. c. I, 33 ff.

[3] Teuber, l. c. I, 37 f.

[4] Ibid.

Von entscheidendster und entschiedenster Bedeutung für das Musik- und Theaterleben in Böhmen, beziehungsweise in Prag, ward aber die Regierungsepoche Kaiser Leopold I., in welcher eine Reihe der ersten Cavaliere, die Lobkowitz, Eggenberg, Schwarzenberg, Kinsky, eigene Hofbühnen und Hofkapellen errichteten, von denen eines der bedeutendsten das fürstlich Lobkowitz'sche Schloßtheater in Raudnitz wurde, eine Bühne, auf welcher eine Reihe der schönsten und besten zeitgenössischen Opern zur Aufführung gelangten, die Epoche Kaiser Leopold I., in welcher Spork mit seinem Opernhause am Poříč in Prag, der „Reformator des Comödiantenwesens" in Böhmen, in erster Linie in der Hauptstadt Prag selbst, wurde, wodurch der Consolidirung einer würdigen ständigen Bühne erfolgreichst vorgearbeitet war.

Im Jahre 1677 kam mit Kaiser Leopold I. dessen berühmter „Hofkapellmeister und Dirigent des kaiserlichen Operntheaters" (richtiger dürfte es heißen „Kapellmeister der Kaiserin Eleonore und Intendant der Theatermusiken des Kaisers") Antonio Draghi, einer der fruchtbarsten Componisten seiner Zeit, nach Prag, wo verschiedene Compositionen von ihm aufgeführt wurden. Die Nachwirkung dieser Anwesenheit des Maestro in der kunstsinnigen Hauptstadt des musikliebenden Böhmerlandes war eine nachhaltige, dafür zeigt unter Anderem das im böhmischen Museum erhaltene Libretto einer Draghi'schen Carnevalsoper: „La patienza di Socrate con due mogli", dem Kaiserpaare zum Carneval 1680 gewidmet und in diesem Jahre zu Prag, Kleinseite (Micro Praga), gedruckt, also, wie Teuber[1]) mit Recht schließt, auch für Prag zur Aufführung bestimmt.

Der Fürst Eggenberg, Herzog von Krumau — „das unter Johann Christian I. von Eggenberg und dessen Gemahlin Marie Ernestine Gräfin zu Schwarzenberg, Tochter des nachmaligen ersten Fürsten zu Schwarzenberg, so beglückte Tage gesehen" — hielt eine eigene „Comödianten-Compagnia", deren „Principale" Kaiser Leopold I. unterm 20. August 1692 die Bewilligung ertheilte, auch öffentlich Comödien zu repräsentiren.

Hatte der große Kunst- und Jagdfreund Adam Franz Fürst zu Schwarzenberg im freskengeschmückten prächtigen Saale zu Frauenberg, ausschließlich zum Schmucke dieses seines fürstlichen Heims, den berühmten Thiermaler Hamilton beschäftigt, der sich hier in bekannter

---

[1]) l. c. I, S. 39.

Meisterschaft durch kolossale Hetzscenen (Bären- und Stierhetze) und andere Thierstücke verewigte, so hat dessen Sohn Joseph Adam zu Krumau ein herrliches Theater geschaffen, das auch weiteren Kreisen zugänglich ward, denn sein Biograph rühmt von ihm, „daß er, wenn er auf seinen Schlössern Feste veranstalte, des Bürgerstandes nicht vergesse und ihn zu sich heranziehe".

Vom zweiten Hofe der Hochburg — dem herzoglichen Residenzschlosse selbst — oder vom vierten Hofe des Gesammtschlosses gelangt man über eine dreifach übereinander gewölbte, einen tiefen Felsenabgrund kühn übersetzende Brücke (die sogenannte „Mantelbrücke"), zu dem fünften Schloßhofe („Theaterhofe") und dem dort befindlichen, vom Fürsten Joseph Adam erbauten Theater, daher auch der Name dieses Platzes. „In einer Zeit fürstlichen Glanzes — sagt der Historiograph des Hauses Schwarzenberg, Adolph Berger[1]) — und einer demselben entsprechenden Geschmacksrichtung entstanden, kann sich diese Bühne mit den besten der kleineren Hoftheater messen und ist einer herzoglichen Residenz vollkommen würdig." Zwei bedeckte lange Gänge führen über die obenerwähnte Brücke (daher auch ihr Name) hinweg vom inneren Schlosse zum Theater und ein dritter oberster, noch längerer (83 Klafter länger) mit den beiden unteren Corridoren paralleler Gang zu dem ausgedehnten, noch so viele Andenken aus der Roccoco und Le Notre-Periode aufweisenden Hofgarten, welcher mit einem schattigen Gehölze voll herrlicher Fichten und einem Teiche abschließt. Dicht hinter dem Schlosse befindet sich die vom selben Fürsten erbaute und von Altomonte prächtig ausgeführte, im Renaissancestyl gehaltene Winterreitschule auf weithin dominirender Anhöhe. Die von Martin de Meyten's Künstlerhand 1748 gemalten Reiterbilder des fürstlichen Bauherrn und seiner Gemahlin Maria Theresia, geborenen Fürstin von und zu Liechtenstein, schmücken die Wände dieses ausgezeichneten Baues.

Als Kaiser Karl VI. 1723 zum Geburtsfeste der schönen Kaiserin auf dem Hradschin in Prag, die mit gewaltigster Massenentfaltung imposanter Maschinerie und großen Decorationseffecten reich ausgestattete Krönungsoper von Fux, nach seiner Devise „la constanza e fortezza" benannt, in dem eigens von seinem berühmten Architekten im Hofraume der kaiserlichen Burg aufgerichteten 4000 Zuseher fassenden Amphitheater durch 100 Sänger und Sängerinnen und 200 Instrumen-

[1]) Oesterreichische Revue 1866, Heft XI, S. 81.

talisten hatte zur Aufführung bringen lassen, waren unter letzteren auch der berühmte Violinist Tartini und sein Freund der Cellist Vandini nach Prag gekommen. Diese beiden blieben dann nach dem unvergleichlichen und unvergeßlichen Feste von einem hohen Kunstmäcen aus den Reihen des böhmischen Hochadels, dem Grafen Kinsky, festgehalten, noch drei Jahre in Prag.

Ein Jahr nach der Aufführung der herrlichen „Krönungsoper" ward aber — ein hochwichtiges Ereigniß für die Kunstgeschichte von Prag — das gräflich Spork'sche Opernhaus am Poříč eröffnet.

Zu jenen Cavalieren, welche maßgebend und epochemachend in die Schicksale des Prager Theaters selbst eingegriffen haben, gehörte denn auch in erster Linie der edle Graf Franz Anton Spork, ein Mann, der in jeder Hinsicht Gutes und Schönes, Wissenschaft und Kunst gefördert, einen großen Theil seines Vermögens seiner Humanität und Kunstliebe geopfert hat, ohne vielmehr davon zu ernten, als das eigene Bewußtsein, stets das Gute gewollt und viel des Guten erreicht zu haben in seinem, dem Wohle der Menschheit gewidmeten Leben.

Franz Anton Graf von Spork, der Sohn des berühmten Kriegshelden im dreißigjährigen Kriege, hatte 1680 nach dem Tode seines Vaters große Bildungsreisen ins Ausland unternommen, um alle Kunstwerke zu studiren und allen theatralen Aufführungen beizuwohnen; von Paris hatte er auch das Waldhorn nach Böhmen verpflanzt und ward so der Begründer dieses Instrumentes in seiner Heimath. — Kaiser Leopold I., der einen solchen Cavalier gern an seinem Hofe gehabt hätte, ernannte ihn zum Kammerherrn und endlich auf seinen Wunsch zum Statthalter in Böhmen. Graf Spork verstand es nun, sein Opernhaus, dessen Leitung er dem italienischen Sänger Antonio Denzio (Denzi) anvertraute, zur Kunststätte ersten Ranges zu gestalten, und er scheute keine Mühe und Kosten, auf demselben einer idealen Kunstrichtung Bahn zu brechen.[1]) Das gräflich Spork'sche Opernhaus erhielt sich bis gegen 1738, in welchem Jahre die Eröffnung des sogenannten Kotzentheaters, einer neuen ständigen Bühne, in Prag stattfand.

In dieser Epoche werden auch die Grafen Schaffgotsche und Czernin als Theatermäcenaten genannt und gegen Ende des 18. Jahrhunderts (1781) befand sich die Bühne für die Oper Pasquale Bondini's im gräflich Thun'schen Hause, wo auch (12. September)

---

[1]) Oskar Teuber, l. c. I, 116 ff.

Kaiser Joseph II. der ersten Aufführung der Oper: „Le nozze in Contrasto” beiwohnte.[1])

Das Kotzentheater fiel nach dem Tode des Unternehmers Bustelli 1781 an die Altstädter Stadtgemeinde zurück, wo dann Wahr unter Assistenz des Dramaturgen Spieß — der unter Anderem auch ein Schauerdrama „Maria Stuart“ verfaßte — weiter spielte, aber sein Terrain wurde immer enger, denn schon bereitete sich das große Ereigniß vor der Gründung eines großen würdigen „Nationaltheaters“ auf dem Carolinplatze, durch den Grafen Franz Anton Nostiz, das 1783 eröffnet wurde und nach des Grafen Tode ni den Besitz der Stände des Königreiches Böhmen kam (28. März 1799).[2])

Blicken wir nun aus Böhmen nach **Mähren** hinüber und in die Tage Kaiser Leopold I. selbst zurück.

Da hatte der prachtliebende und freigebige Fürst Karl Eusebius von und zu Liechtenstein, Herzog von Troppau und Jägerndorf, auf dem märchenhaft schönen Schlosse Eisgrub, als dessen Urheber in der Gartenpracht er gilt, abwechselnd mit dem bereits in Niederösterreich gelegenen, nicht minder schönen Feldsberg glanzvollen Hof gehalten, und sich auch mit Vorliebe Comödien von eigens in seinen Diensten befindlichen „Comödianten“ vorspielen lassen. Außer einer eigenen Schauspielertruppe hielt Karl Eusebius Fürst Liechtenstein auch eine zahlreiche Kapelle von Musikern und Sängern. Große Festlichkeiten bereitete dieser Grandseigneur — dessen Zug Pferde, ein Geschenk von ihm an König Ludwig XIV. von Frankreich, aus seinem weltberühmten Gestüte für den schönsten am französischen Hofe gegolten[3]) — seinem Monarchen Kaiser Leopold I., als dieser den Fürsten 1672 in Eisgrub und Feldsberg besuchte.[4])

Hatte des Karl Eusebius Sohn Fürst Johann Adam nebst anderen auch die Comödianten und Musikanten als „zum großen Theil überflüssig“ entlassen,[5]) so finden wir im Laufe der Zeiten das Interesse des fürstlichen Geschlechtes an einer eigenen Bühne wieder hergestellt.

Es ist Fürst Aloys I. v. Liechtenstein (geb. 1759), der auf seinem **niederösterreichischen Schlosse Feldsberg**, als hoher Freund

[1]) Teuber, l. c I, 356.

[2]) Teuber, l. c. II, S. 335.

[3]) Falke J. v., Geschichte des fürstlichen Hauses Liechtenstein, II, 314.

[4]) Theatrum Europaeum, XI, S. 64.

[5]) Falke, l. c. II, S. 327.

von Musik und Theater, eine eigene Gesellschaft hielt. „Im großen Schlosse zu Feldsberg — schreibt der Historiograph des fürstlichen Hauses, Jacob von Falke — in welchem noch heute die stehende Bühne mit großem und bequemem Zuschauerraume wie damals erhalten ist, fanden regelmäßige Concerte und Vorstellungen während des Aufenthaltes der fürstlichen Familie statt. Der Fürst pflegte eine Wiener Theatergesellschaft auf drei Monate, vom 1. September angefangen, in Contract zu nehmen und hielt sich auch eine eigene Musikkapelle. Für diese gab es eine eigene Instruction und für die Schauspieler eine eigene Theaterordnung.“ [1])

Die Einflüsse der fürstlich Liechtenstein'schen Hofbühne und deren theatralen Aufführungen in Feldsberg und Eisgrub blieben nicht aus für das Kunstleben im Lande Mähren und speciell für die Blüthe des **Brünner Nationaltheaters**, das 1791 an Herrn Wathe einen tüchtigen Director hatte und auf welchem unter Anderem Haydn's Opern „Orlando Paladino“ und „La vera Constanza” außerordentlichen Beifall fanden. [2])

In Innerösterreich,

Steiermark, Kärnten und Krain

ward, wie schon angedeutet, das Interesse an theatralen Aufführungen ganz wesentlich gehoben durch die glanzvollen Schaustellungen bei der Huldigungsreise Kaiser Leopold I. durch die für alles Schöne so empfänglichen Alpenlande im Jahre 1660.

In der Residenz der steiermärkischen Linie des Hauses Habsburg, in der reizenden Hauptstadt der grünen Steiermark, in dem lieblichen Graz, hatte die kunstliebende Hofhaltung Erzherzog Karl II. von Innerösterreich schon am Ausgange des 16. und im Beginne des 17. Jahrhunderts nicht nur die Schuldramen der Jesuiten besonders gefördert, sondern auch in der letztgenannten Periode die wandernden englischen Comödianten in die Hofkreise selbst gezogen. In dem schönen Saal der von Erzherzog Karl in der Gründung begonnenen und von seinem Sohne Ferdinand II. vollendeten Universität zu Graz enthielt eine Abtheilung ein kleines Theater zu Lustspielen, in der größeren war jedoch eine hohe große Schaubühne mit allem theatralischen Apparate hergestellt, auf welcher die jährlichen Prämienvertheilungen

---

[1]) Falke, l. c. III, 279.

[2]) Gothaer Theaterkalender auf das Jahr 1792, S. 266 ff.

statt hatten, und bei welcher Gelegenheit dann die akademische Jugend Schauspiele, allegorische Darstellungen und Tänze vor dem versammelten vornehmen Publicum, die Erzherzoge und Erzherzoginnen an der Spitze, zur Aufführung brachte. Wie anderwärts waren die Stoffe der Schaustellungen der Bibel, der Legende oder der Historie entnommen; zum Jahre 1593 verzeichnet die Chronik das „Festtheater" anläßlich des Sieges der Christen gegen die Türken bei Sissek am 22. Juni desselben Jahres.[1])

Anläßlich der Vermählung der Erzherzogin Magdalena, der Schwester Kaiser Ferdinand II., mit dem kunstliebenden Herzog von Florenz waren die englischen Comödianten an den Grazer Hof gekommen, und dieser Feier verdankte das von ihnen hier unter Anderem aufgeführte Stück: „Der Herzog von Florenz" seine Entstehung.[2]) Ueber diese Aufführung, sowie über die übrigen derselben Schauspieler und über die letzten Unterhaltungen, die Magdalena am väterlichen Hofe zu Graz mitgemacht, schrieb sie noch einen ausführlichen Brief an ihren Bruder Ferdinand.[3]) Sie schildert ihm mit lebhaften Farben die Agrements („Pestel") des letzten Faschings, in welchem Maskeraden, mit Schlittenfahrten, Tänzen und Comödien bei den Jesuiten und der Engländer miteinander in rascher Folge abgewechselt. „Miest E. L. gleich auch schreiben — sagt die Erzherzogin wörtlich — was die Engländer für Comödie gehabt haben . . . am Freitag nach Lichtmeß haben sie die Comödie von dem verlornen Sohn gehabt, wie zu Passau, am Samstag von einer frommen Frauen von Antorf (Antwerpen) ist gewiß gar fein und züchtig gewesen, am Sonntag haben sie gehabt vom Doktor Faustus, am Montag von einem Herzog von Florenz, der sich in eines Edelmanns Tochter verliebt hat, am Erchtag (Dienstag) haben sy gehabt von niemandts und jemand, ist gewaltig artlich gewest, am Mittwoch haben gehabt von des Fortunatus peitl und wunschhüetl, ist auch gar schön gewest, am pfingstag (Donnerstag) haben sie von dem Juden gehalten, die sie auch zu Passau gehalten haben . . . am Faschingsonntag haben sie wieder eine Comödie gehalten von den zwei Brüdern König Ludwig und König Friedrich von Ungarn,[4]) ist eine erschreckliche

---

[1]) Programm des Gymnasiums in Graz 1869, S. 41.

[2]) Meißner: Die englischen Comödianten, S. 102.

[3]) Hurter: Geschichte Kaiser Ferdinand II., V. Band, S. 395 ff.

[4]) Die aber in der ungarischen Geschichte nicht vorkommen. Hurter, ibid. 397, Anmerkung 3.

Comödie gewest, ein so hats der König Friedrich alß erstochen und ermördt; am unsinnigen Montag haben sie wieder ein Comödie gehalten von khünig von Kypern vnd von ein Herzog von Venedig[1]) ist auch gar schön gewest" und am Faschingdienstag („Fastnacht") gab es gar zwei Theater vor dem Diner, eine Comödie bei den Jesuiten „von lauter vollen Leuten", „waß eins alles anhebt, wann eins voll ist", und dann nach dem Essen gaben die Engländer wieder eine Comödie „von dem reichen Mann und dem Lazarus"; „ich khan" — sagt die Erzherzogin — „E. L. nit schreiben, wie schön sy gewest ist, dann khein pissen von puellerey darin gewest ist; sy hat vns recht bewegt, so woll haben sy agirt, sy (die Engländer)" — schließt Magdalena ihr ausführliches Theaterreferat an ihren Bruder — „sein gewiß woll zu passiren für guete Comödianten." Da sie so viel Beifall am Hofe fanden, war es ihnen auch gestattet worden, zu zweien der Maskeraden bei Hof zu kommen, „dann sy gar hoch gebeten haben, sy möchten mich (die Briefschreiberin) und das Frawenzimmer gern sehen wolgysch[2]) tanzen."

In dem Briefe der Erzherzogin sind zehn Aufführungen der Engländer notirt, dazu giebt Meißner in seiner Studie über die englischen Comödianten noch die Aufführung des Stückes: „Das durchlauchtigste Bettelmädchen oder Unglück über Unglück" an,[3]) vielleicht von der Erzherzogin in ihrem Berichte ausgelassen, wenn nicht in ihrer Abwesenheit aufgeführt.

Als Kaiser Leopold I. 1660 auf seiner großen Rundreise zur Erbhuldigung in Graz eintraf, da reihte sich Festlichkeit an Festlichkeit, und besonders glänzend gestaltete sich die Aufführung der Comödie vom heiligen Eustachius bei den Jesuiten, die so großartig mit Maschinen- und Flugwerk ausgestattet war, daß sie einer großen Oper glich;[4]) der Kaiser war über die Darstellung so erfreut und davon so befriedigt, daß er an alle Mitwirkenden Geschenke austheilen ließ. Auf seinem Weiterzuge nach Kärnten begrüßten ihn zu Leoben die Schüler des dortigen Collegiums mit einem Lustspiel.[5])

Und als Kaiser Leopold 1673 wieder nach Graz kam, um hier seine Vermählung mit der ihm aus Tirol entgegengekommenen zweiten

---

[1]) König Jacob und Catharina Cornaro, ebenda, Anm. 4.

[2]) Polnisch, ebenda, S. 395, Anm. 3.

[3]) Shakespeare, Jahrbuch, S. 147, Nr. 24.

[4]) Curelichz' Breve e succincto Racconto del Viaggio . . . Vienna 1661, S. 60.

[5]) Ibid., S. 64.

Gemahlin Claudia Felicitas zu feiern, da unterblieben — wie sein Biograph Wagner schreibt — obschon die Feier im Ganzen eine sehr bescheidene, doch nicht die Spiele, Feuerwerke und was dergleichen war.[1])

Der Adel des Landes nahm an diesen Festen natürlich den lebhaftesten Antheil, und so kam es, daß auch hier nun in der Epoche des gesteigerten Theaterinteresses nach und nach auf den Schlössern des steiermärkischen Hochadels theatrale Aufführungen stattfanden, woraus sich dann auch hier die Herstellung einer ständigen Bühne in der Hauptstadt herausbildete.

Die älteste „Nationalbühne" von Graz befand sich auf dem Tummelplatz bis 1775. Aus dieser Zeit stammt noch ein Theaterzettel, welcher also lautet:[2])

„Mit gnädigster Bewilligung einer hochlöblichen Inneröstерr. Regierung und Hofkammer Werden die hier anwesenden Comödianten Ihre Schau Bühne eröffnen, und denen curieusen, und wahren Erkennern Teutschen Schau Spielen, unterschiedliche moralische, modest und theatralische, goustiose und remarquable Haubt-Comödien vorstellen, wobey der schon bekannte Hannß Wurst, ein Hohes Auditorium, mit honet-modester Lustbarkeit Contento zu geben sich befleißen wird." Gegeben wurde: „Wahrer Liebe Gebühret die Königs-Cron Oder der gestürtzte Politicus Mit Hannß Wurst dem Possirlichen Jäger-Jung, lächerlichen Laternen Trager, lustigen Lufft Duelanten, dann wunderlichen Liebhaber, auf die allerneueste Mode. Der Anfang ist um 4 Uhr."

Im Jahre 1775 errichteten nun die Stände der Steiermark „Laetitiae publicae" das ständische Theater, auf dem Franzensplatze, in der Aera des so theaterfreundlichen Kaiser Joseph II., dem 1760 (28. October), als er mit seiner jugendlichen Gemahlin Isabella von Parma in dem so romantisch gelegenen fürstlich Schwarzenbergschen Schlosse Schrattenberg, bei Scheifling in Obersteier, Nachtlager hielt, der kunstsinnige Schloßherr alle erdenklichen Festlichkeiten veranstaltet, wozu ein zahlreicher Adel geladen gewesen, um an den Vergnügungen des Theaters theilzunehmen, und die Schauspieler und Musiker von Dresden und Wien verschrieben waren.[3])

---

[1]) l. c., S. 319.

[2]) Lange, in der Grazer Tagespost 1891, Nr. 272 (Bogen 6).

[3]) Die Burgvesten und Ritterschlösser der österreichischen Monarchie. Wien 1840, IX, S. 157.

Doch kehren wir zum Jahre 1660 zurück und begleiten wir Kaiser Leopold I. auf seiner Huldigungsreise aus der Steiermark durch Kärnten und Krain nach Görz und Triest.

In Klagenfurt, der Hauptstadt des blaugrünen Alpenlandes Kärnten, wo seit 1605 die Jesuitenzöglinge unter Anderen heimathlich und vaterländisch historischen Dramen Stücke von der heiligen Hemma, von Elisabeth des Herzog Meinhards von Tirol-Kärnten Tochter, Rudolfs von Habsburg Begegnung des Priesters auf der Jagd und andere gegeben[1]) und wo 1631 die Braut Ferdinand III., Anna von Spanien, auf ihrer Durchreise nach Wien von Dilettanten mit einer Production überrascht worden,[2]) in Klagenfurt feierte man die Anwesenheit Kaiser Leopold I. außer mit anderen Festlichkeiten mit einer „ingenuosen Comödie" am Festtage des heiligen Egidius (1. September), dem Patrone der Jagd, so also dem par excellence jagd- und theaterfreundlichen Monarchen eine doppelte Aufmerksamkeit bereitend.[3])

Das Interesse der kärntnerischen Stände an dem Theaterwesen stieg nun immer mehr und mehr und wie anderwärts verzeichnen auch hier die ständischen Acten aus den nachfolgenden Jahren reiche Gaben an die ab und zu eintreffenden „hochdeutschen Comödianten", ja, wir treffen auch ein schönes Leumundszeugniß, das die kärntnerischen Stände 1678 der aus der deutschen Theatergeschichte bekannten Gesellschaft des Andreas Elenson ausgestellt haben. Dieses hochinteressante Schriftstück lautet wörtlich:

Hochdeutscher Comödianten in Klagenfurt Attestation.

„Wir N. u. N. Einer löbl. Landschaft des Erzherzogthums Kärnthen Burggraf vnd Verordnete etc. Vrkhunden hiemit daß Fürweiser dits Andreas Elenson mit seiner Compagnia hochteutscher Comödianten allhier in Klagenfurth Einige Zeit sich aufgehalten vnd vor dem anwesenden Adel Comödien vnd actionen exhibirt. Wann vns nun derselbe vmb Ertheilung Einer Attestation seines Wolverhaltens gehorsamblich angelangt, vns auch anders nit wissend, alß daß sich bedeute Compagnia Comödianten in ihrem allhiersein frumb, modest vnd ehrlich verhalten, alß haben wir Ihme wilfahren, daß Ihr Verhalten attestiren

---

1) Hermann: Handbuch der Geschichte des Herzogthums Kärnten, II, 2, 305 f.

2) Ebenda, II, 1, 228.

3) Curelichz, l. c., S. 80.

vnd jeder Orten zu Erzeugung Eines guts willen recommandiren wollen. Zeugniß dessen vnser hierüber gestellte Amtsbestättigung."

Klagenfurth den 19. Jänner 1678.[1])

Kaiser Leopolds Vorliebe für die Musik theilte von kärntnerischen Cavalieren am meisten sein Obersthofmeister und Besitzer der Grafschaft Ortenburg, Ferdinand Fürst von Poroia, der an seiner Burg zu Spital eine förmliche Kapelle gründete, die dann später opernartige Productionen veranstaltete.[2]) Auch der Landeshauptmann Sigmund Friedrich Graf Khevenhüller war ein großer Kunstfreund und als er 1711 den Grafen Jacob Thun als Bischof von Gurk in die Temporalien zu Straßburg (in Kärnten) installirte, da ward bei den daselbst stattgehabten solennen Festlichkeiten auch wacker musicirt und gar eine „wällische Comödie" aufgeführt.[3])

Um 1730 wurde — wie Hermann in seiner Geschichte Kärntens bemerkt[4]) — in der Hauptstadt Klagenfurt das frühere „Ballhaus" in ein Theatergebäude der Stände umgestaltet und auf dieser Bühne war es, daß 1770 der später als einer der ersten Schauspieler Deutschlands berühmt gewordene J. Anton Christ[5]) aufgetreten und sich vorerst zum Tänzer ausgebildet.

In **Krain** war dem Theaterwesen um die Mitte des 17. Jahrhunderts in dem feingebildeten und kunstsinnigen Wolf Engelbert Grafen Auersperg, dem Erbauer des heutigen „Fürstenhofes" in Laibach (1642) ein so vorzüglicher Mäcen erstanden, daß das Haus der Auersperge in Laibach in der That als der Ausgangspunkt der Entwickelung des Musik- und Theaterwesens in dieser Stadt angesehen werden muß. Nicht nur, daß Wolf Engelbert seinen prächtigen freskengeschmückten Balconsaal den Vätern der Gesellschaft Jesu bis zur Erbauung ihres Collegiums (dem heutigen Redoutengebäude) zum Schauplatz für die Aufführung der Schuldramen — worunter auch schon anfänglich große historische Stücke, so 1652 „Die Abdankung Karl V.," 1656 „Die wunderbare Rettung Maximilians auf der Martinswand" und andere — überließ, sondern nach Kurzem

---

1) Landschaftliches Archiv in Klagenfurt.

2) Hermann, l. c. II, 2, 335 f.

3) Adam Wolf: Geschichtliche Bilder aus Oesterreich, II, 212.

4) l. c. II, 2, 336 f.

5) Geboren zu Wien 1744, debutirt 1765. — Gothaer Theaterkalender 1792, S. 171.

errichtete er auch seine eigene Bühne, auf welcher bei festlichen Gelegenheiten gespielt wurde.

Wie ausgebildet das Theater- und Musikwesen durch Wolf Engelbert Grafen Auersperg in Krains Hauptstadt gar bald sich darstellt, beweist am besten das Factum, daß 1660, als Kaiser Leopold I. hier zur Entgegennahme des Erbhuldigungseides der Landschaft eintraf, in dessen, des Landeshauptmanns, Palaste zwei Festspiele stattfanden, das eine eine „italienische Comödie" von den „landschaftlichen Bedienten" „präsentirt", das andere eine Apotheose des habsburgischen Ahnherrn unter dem Titel: „Rudolfus I., Pius, Pacificus, Victoriosus", von den Zöglingen der Jesuiten dargestellt; (das erstere im Sommertheater des Palastes im Lustgarten). Diese theatralen Feste wechselten mit Jagden, Scheibenschießen — auf der Schießstätte des Adels im selben Auersperg'schen Lustgarten — mit Banketten und anderen Erlustigungen, wobei auch die im feenhaft ausgestatteten Auersperg'schen Garten aufgebreiteten rothen Lauftücher, auf denen des Kaisers Fuß gewandelt, nachher, wie bei den Kaiserkrönungen, dem Volke als Andenken preisgegeben wurden, bei denen rother und weißer Wein aus öffentlichen Fontainen sprang, und der Huldigungsochse auf freiem Platze gebraten und unter die Menge vertheilt wurde, die sich dann darum streiten konnte.

Der Balconsaal der Auersperge sah zwei Jahre später die „innsprucklerischen Comödianten" als Gäste einziehen, dieselben, die 1663 nach Wien kamen und von deren „Directoribus" die fürstliche Bibliothek eine in Verse gebrachte Einladung zum Besuche der Vorstellungen bewahrt, worin auch die Stelle eingefügt erscheint:

> Solang als Laibach wird die Cron im Kreinland sein
> soll Segen, glück und heil bei Euch stets ziehen ein.

Diese fürstlich Auersperg'sche Bibliothek, die ein Unicum einer Cavaliersbibliothek des 17. Jahrhunderts darstellt, da sie seit dem Tode des ersten Fürsten Johann Weikhard Auersperg, gewesenen Ministers Kaiser Leopold I., nicht weiter ergänzt worden, — der fürstliche Zweig der Familie zog sich nach Böhmen — sie bietet zugleich in ihrer vom Schreiber dieser Zeilen vor einigen Jahren nach dem alten ersten Systeme ihrer Anordnung vorgenommenen Neuaufstellung eine eigene **Theaterbibliothek**, wenn wir so sagen wollen, die es verdient, näher angesehen zu werden.

Wir haben hier ein halbes Hundert und darüber an meist lateinischen und „wällischen" Piecen, letztere meistens Operntexte, dann aber auch französische und deutsche Stücke vor uns. Die „wällischen" Stücke überwiegen in unserem Sinne weitaus an Interesse und mögen daher hier zuerst in Betracht kommen. Bei Aufzählung dieser, sowie der übrigen Stücke, halte ich die chronologische Reihenfolge ein.

Italienisches Theater:

1652. La Gara Opera dramatica rappresentata in Musica. Par introduttione di Torneo fatto in Vienna per la nascita della Serenissima Infanta di Spagna Donna Margarita Maria d'Austria dedicata a sua eccellenza il Sign. Marchese di Castel Rodrigo, Gentilhuomo Della Camera Di Sua Maesta Cattol. del suo Conseglio e suo Ambasciatore estraordinario in Corte Cesarea da Alberto Vimina Vienna d'Austria. App. Matteo Riccio. (Mit 7 großen Kupfertafeln.)

1652. Dasselbe deutsch: Wettstreit. Ein auff dem wegen der Geburt der durchlauchtigsten Infantin in Hispanien Margaritta Maria von Oesterreich ꝛc. zu Wien gehaltenen Tournier vorgestelltes Schauspiel Ihro Excl. dem hochgeb. Hrn. Hrn. Marggraffen von Castell Rodrigo ꝛc. zu Ehren geschrieben und dedicirt worden von Alberto Vimina. (Gedr. zu Wien in Oesterreich bei Matthaeo Rickhes.)

Das gleiche Tournier wurde auch vom krainischen Adel im selben Jahre noch in Laibach auf dem dem Auersperg'schen Fürstenhofe vorliegenden „Neuen Markte" (dem heutigen Auerspergplatze) aufgeführt.

1655. Argia Dramma musicale representata a Insprugg. Alla Maesta della Serenissima Cristina Regina di Suezia ..... Insprugg. Per Hieronymo Agricola.

(Der Verfasser dieses Dramas mit Musik (Oper) ist nicht bekannt. In der Broschüre ist im Rückdeckel eingeklebt die Hälfte einer gedruckten Ordonnanz Erzherzog Ferdinand Carls, d. d. Innsbruck ... betreffend das Tanzen, Musiciren (Saitenspiel) und „Hoffiren").

1656. Theti. Dedicata Alla Sacra Cesarea Maesta di Ferdinando Terzo Imperatore de Romani Sempre Aogosto Re d'Ungeria di Boemia etc. Arcidvca d'Austria etc. In Vienna d'Austria. App. Matteo Cosmerovio Stamp. di Sua Maesta Cesarea.

Die Widmung des Dramas an den Kaiser ist unterzeichnet vom Verfasser Diamante Gabrielli.

1659. Il Pelope Geloso. Dedicata Alla Sac. Ces. Maesta di Leopoldo Primo etc. Representato per lo Giorno Natalitio della Sacra Real Maesta di Leonora Gonzaga Imperatrice Inventione dramatica del Dottor Gio. Francesco Marcello Cittad. Veneto.

(Auf den letzten Blättern liest man: Agionta per la licenza dell' Opera, Orfeo e Euridice.)

1661. L'Almonte. Per Musica nel Giorno Natalitio della Sacr. Ces. Maesta di Leopoldo Aug. Imp. fatto representare nella favorita della Sac. Ces. Maesta di Leonora Gonzaga Imperatrice et alla Meda. Maesta dedicato Componimento Dramatico di Antonio Draghi. In Vienna d'Austria. App. Matteo Cosmerovio Stamp. della Corte.

1662. Fedra. Incoronata Drama Regio Musicale. Attione Prima de gli Applanti fatti alla nascita dell'Altezza Ser. Di Massimiliano Emanuelo Primogenito Elett. delle Seren. Elett. Alt. di Fernando Marie et Enrietta Maria Adelaide Duchi dell' un e l'altra Baviera .... Del Co. Pietro Paolo Bissari Cav. Gentilhuomo della Camera di sua Ser. Elet. Alt. In Monaco appresso Giov. Jekelino Stampator Elettorale. (Mit 12 eingelegten großen Kupfertafeln.)

1665. L'Alcindo per Musica. Rapresentato per Comando Della Sac. Ces. Maesta di Leopoldo Aug. Imp. et Alla Med. Maesto Dedicato Composizione di Antonio Draghi. In Vienna d'Austria. App. M. Cosmerovio.

1667. Arie per il Balleto à Cavallo Nella festa rappresentata per le gloriosissime nozze delle SS. CC. MM. di Leopoldo primo Imp. Aug. et di Margherita Infanta di Spagna Composte dall Giovanne Enrico Schmelzer Musico di Camera di S. M. C. In Vienna d'Austria App. Matteo Cosmerovio Stampotore della Corte.

1667. La Semirami Drama musicale Rapresentato nel giorno natalitio della Sacra Cesarea Real Maesta dell' Augustiss. Leopoldo per comando della Sacra Cesarea Real Maesta dell 'Imperatrice Margherita Musica del Cavalier Cesti, Poesia dell

Dottor Gio. Andrea Moneglia. In Vienna d'Austria App. Mat. Cosmerovio Stamp. della Corte.

1667. Semiramis. Gesungener vorgestellet zu Glorwürdigisten Geburts-Tag der Röm. Kays. Mayistät Leopoldi deß Ersten Auff Allergnädigisten Befelch Der auch Kays. Majestät Margaretha Gebohrener Infantin auss Hispanien. Verfasset von Johann Andrea Moneglia vnd in Singkunst gesetzet von Antonio Cesti. Gedruckt zu Wien in Oesterreich bey Mattheo Cosmerovio der Röm. Kays. Majest. Hoff-Buchdrucker.

1667. La Contesa dell'Aria e dell'Acqua festa a Cavallo rappresentata nell Augustissime nozze delle Sacre, Cesaree Reale MM. Dell 'Imperatore Leopoldo e dell 'Infanta Margherita della Spagne Inventata, e descritta da francesco Sbarra Consigliero di Sva Maesta Cesarea. In Vienna d'Austria App. Matteo Cosmerovio Stamp. della Corte (l'Anno 1667).

Mit 28 größeren und kleineren Kupfertafeln (Zeichnungen von Carlo Pasetti und Nicolaus van Hoy) und 10 Seiten Musiknoten — Arie per il Balleto à Cavallo Composte dall Giovanne Enrico Schmelzer.

1668. Il Pomo d'oro Festa theatrale Rappresentato in Vienna per l'aug. nozze delle Sacre Cesaree Reali Maestà di Leopoldo e Margherita Componimento di Francesco Sbarra Consigl. di S. M. C. In Vienna d'Aust. App. M. Cosmerovio Stamp. d. Corte.

Mit 25 Kupfern, darstellend den scenischen Apparat, darunter auch das Innere des Hoftheaters Kaiser Leopold I.

1672. Gundeberga Drama per Musica nel Giorno Natalitio Della S. C. R. M. Dell 'Imperatrice Margherita Per Commando Della S. C. R. M. Dell 'Imp. Leopoldo l'Anno MDCLXXII. etc. Musica del Sig. Antonio Draghi Con l'Arie per li Balli del Sig. Gio. Smelzer Vice Maestro di Cap. di S. M. In Vienna d'Austria Per M. Cosmerovio.

1674. Le Staggioni ossequiosè. Introduttione d'un Balletto Fatto inanti alle Aug. Maesta Cesarea Alli XII. d'Aprile dell Anno MDCLXXIV. in uno delle otto Sale della Galleria delle Pitture di S. M. C. Doue sono, in forma perfetissima, effigiati li duodeci mesi. In Vienna d'Austria App. Mat. Cosmerovio Stamp. di S. M. C.

(s. a.) Il Ballo d'Apolline e Marte Genetliaco nel giorno natale di Sua Altezza Ser. Archiducessa Maria Anna d'Austria figlia delli Aug. Cesari Ferdinando III. e Maria Consagrato alle glorie natali della Sorella carissima da Sua Altezza Serenissimo Prencipe Ferdinando Francesco.

Spanische Stücke finde ich die zwei nachstehenden:

1668. Triunfos dell Diciembre En la Felicidad de numerarse entre los snyos el dia de annos de la serenissima reyna de España donna Mariana de Austria Celebrados de los Augustissimos Emperador y Emperatriz de Romanos Leopoldo y Margarita En una Comedia Espagñola con que los festeyan En Viena en la Emprenta de M. Cosmerovio Imp. de Corte.

1670. Leonida en Tegea Drama Poetico en el natalicio felicissimo del Aug. Senor Emperador D. Lepoldo Por Orden De la Aug. Sen. Emperatriz D. Margarita Y a Sv Magestad Misma Dedicado Ano de MDCLXX Puesto en Musica por Antonio Draghi Maestro de Capilla de la Aug. Sen. Emperatriz Eleonora Y Traducido por el Li. Ivan Silvestre Salva Criado de Su Magd. Ces. En Vienna d'Austria Por Mateo Cosmerovio Impressor de S. M. C.

Von deutschen Stücken sind die bedeutendsten in dieser Sammlung:

Gryphius „Der sterbende Papinianus" und des Zieglmayer Joh. Georg S. J. 1671 erschienenes Schauspiel („Arte et Marte devicta Haeresis"), in welchem vorgebildet der glorwürdigste Sieg des großen und starkmüthigen Helden Constantini, wie auch die Bekehrung seiner Mutter Helenane, gedruckt zu Wien bei Joh. B. Haeque, „Ihrer Durchl. der Reichsfürstin Anna Helena Portia, geb. Gräfin Lamberg von ihrem Sohne Franz Anton Fürsten Portia und ihrer Tochter Maximiliana Gräfin Portia in schuldigster Verehrung vorgestellet;" dann in Manuscript des Hanns Ernst Hoffmann (innspruckerischen Comödianten) Christlicher Actaeon (Eustachius).

Aus den französischen Stücken ragt besonders Corneille's „La mort de Pompée", Paris 1644, hervor.

In der Abtheilung der lateinischen Dramen sind in erster Linie die Dramen des Löwener Professors Nicolaus Vernulaens († 1649) zu nennen, unter denen sich eine Jungfrau von Orleans, ein Ottokar von Böhmen und ein Wallenstein befinden; von diesen Stücken wurde der Ottocarus preisgekrönt.

Von den lateinischen Jesuitencomödien, die hier theils in Textbüchern, theils nur in Programmauszügen vorhanden sind, ragen durch ihren Inhalt besonders hervor: Maximilian I. auf der Martinswand (1656 aufgeführt); Reuegesang der oberösterreichischen Bauern unter Stephan Fadinger (1659 aufgeführt); Rudolf I. von Habsburg (1660 in Anwesenheit des Kaisers Leopold I. gegeben) und Hungaria impetita, eine Türkencomödie (1687 aufgeführt).

Neben dem Palais der Auersperge waren auch in Laibach das Landhaus und das Rathhaus die Stätten, welche den wandernden Comödianten des 17. und 18. Jahrhunderts als Musentempel dienten, so präsentirte 1689 der vorher genannte Andreas Ellenson auf dem Rathhause „eine rare römische Historie"; doch schon in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts sehen wir die vorher so freigebige krainische Landschaft für hochdeutsche Comödianten, 1737 z. B. nur mehr 15 Thaler „auswerfen", da sich das Interesse jetzt wieder mehr den italienischen Truppen, der italienischen Oper, zuwendete — war doch auch in Laibach 1660 schon im landschaftlichen Ballhause die erste italienische Oper gegeben worden.

Wieder war aber ein Auersperg — Anton Joseph Graf Auersperg — Landeshauptmann von Krain, als 1765 die Stände anläßlich des freilich nur bevorgestandenen und nicht stattgehabten Besuches der Majestäten Kaiser Franz I. und Maria Theresia in der kurzen Frist von sechs Monaten das erste Theatergebäude Laibachs an Stelle der bisherigen landschaftlichen Reitschule aufbauen ließen, an welchem Platze denn auch das Landestheater bis zu dem 1887 erfolgten Brande in wiederholt vorgenommener Neuconstruction stehen blieb. Nach der Erbauung 1765 zunächst „italienische Nobelbühne", war dieses landschaftliche Theater 1780 bereits eine deutsche Bühne, auf der im selben Jahre Director Schickaneder (der Begründer derselben) des Leisewitz' „Julius von Tarent" zur ersten Aufführung brachte.[1])

Ein Würdenträger aus der Epoche Kaiser Leopold I., der auch bei der feierlichen Huldigung der **Görzer Stände** als Erblandstallmeister 1660 fungirt hatte, Joseph Graf Rabatta war es, der in Görz Haus machte, mehr noch aber sein Sohn Graf Anton Rabatta, in dessen

---

[1]) Ueber die Verhältnisse des Laibacher Theaters, siehe mein „Der verirrte Soldat", ein deutsches Drama des 17. Jahrhunderts. Agram 1865, im Anhange.

Festsaale der Adel des Landes sich zu geselligen Zusammenkünften zu Musik und Spiel zusammenfand. Die wandernden Comödianten, die Ende des 17. Jahrhunderts auch in Görz sich eingefunden, sie hatten in Ermangelung eines Theaters in einem geschlossenen Hofe ihre Comödien agirt.[1]) Erst im Jahre 1739 wurde das erste geregelte Theater in Görz erbaut, an dessen Stelle, als es abbrannte, im Jahre 1782 (in der Nähe des früheren) ein geräumiges und geschmackvolles Theater errichtet ward, welches noch heute die Zierde der Stadt bildet. Wie kunst- und theaterfreundlich sich die Görzer Familien Coronini, Strassoldo, Lanthieri, Attems, Thurn, Cobenzl Edling u. A. gleich damals schon erwiesen, dafür zeugt eine Stelle in der Biographie des Dichters Lorenzo da Ponte, dessen Name als Verfasser des Textes zu „Don Giovanni" und „Le nozze di Figaro" mit dem unsterblichen Namen Mozart's verknüpft bleibt und der, auch als Mitglied der 1780 in Görz gestifteten Academia degli Arcadi romano-sonziaci erscheinend, das besondere Wohlwollen rühmt, mit dem ihm diese kunstsinnigen Familien entgegengekommen und dies, wie er wörtlich sagt, „mit einer solchen Generosität thaten, daß mein Zartgefühl oder Eigenliebe niemals darunter zu leiden hatten."[2])

Als Kaiser Leopold I. am Schlusse seiner Huldigungsreise in Inneröflerreich in das allzeit getreue Triest kam, wo bei seinem Einzuge eine Musik von Trompeten und Pauken und Castagnetten erscholl, wo man ihm einen großartigen Fischfang veranstaltete und er auf der Triestiner Brigantine, von fünfzig anderen Fahrzeugen gefolgt, den ersten ihm überreichten Fisch wieder in Freiheit ließ, da gab man ihm zu Ehren auch theatrale Vorstellungen: venetianische Tänzer führten eine Moresca und gymnastische Spiele, niemals gesehener neuer Art, auf und Hoffänger ergötzten ihn während des Mahles durch den Vortrag italienischer Weisen, abwechselnd mit den anmuthigsten vielstimmigen Tonstücken.[3])

In dieser Zeit — Ende des 17. und bis in das 18. Jahrhundert hinein — gab man in Triest zu Marktzeiten Theatervorstellungen im Rathhause, das, angeblich von Palladio entworfen, ganz auf Säulenhallen ruhte und später in ein Opernhaus verwandelt wurde, seit 1800 aber verlassen war und 1822 der Demolirung anheimfiel.

---

[1]) Czörnig, Karl Baron: Das Land Görz und Gradiska, I, 928.
[2]) Czörnig, l. c. I, 933.
[3]) Löwenthal: Geschichte der Stadt Triest, I, 117 ff.

In demselben Opernhause, das um 1784, als Kaiser Joseph II. das zweite Mal Triest besuchte, den Namen: k. k. Theater führte, wechselte auch das italienische Schauspiel mit dem deutschen ab und — sagt Löwenthal — die Geschmacksrichtung des letzteren (an der Neige des Jahrhunderts) darf wohl als eine edle bezeichnet werden, wenn wir erfahren, daß Werke Goethe's, Schiller's, Lessing's, sowie Shakespeare und Voltaire in deutschen Uebertragungen gegeben wurden.[1] .....

Heute hat die deutsche Muse an den Gestaden der blauen Adria eine neue Heimstätte gefunden, in dem reizumflossenen Abbazia, an der Riviera Oesterreichs, wo des Schöpfers dieses unvergleichlichen Eden, des Generaldirectors der Südbahn, Friedrich Schüler, feiner Kunstsinn auch das Vergnügen einer ständigen Saisonbühne geschaffen hat!

* * *

Nun noch einen Blick nach **Tirol**, ehevor wir die Verhältnisse in Ungarn ins Auge fassen.

Hatten die Ergötzungen des habsburgischen Hofes zu Innsbruck im ausgehenden 16. Jahrhundert zumeist in Ritterspielen zum Scherz (das Turnieren zu Ernst war schon am Anfange des 16. Jahrhunderts abgeschafft worden), im Ballonschlagen, Scheibenschießen und Thierhetzen, zu welchem Zwecke Bären, Tiger, Löwen und Hirsche unterhalten wurden, so trugen die Erzherzoge Ferdinand Karl und Sigmund Franz schon nicht geringes Belieben an den theatralen Aufführungen der Jesuitenzöglinge. Ferdinand Karl, der Vater der Kaiserin Claudia Felicitas, der in Innsbruck sogar zwei Theater erbauen ließ, hatte an seinem Hofe italienische Schauspieler und Sänger, ja er ließ sogar die Maler für die Theaterdecorationen aus Italien kommen;[2] 1653 spielte ein gewisser Dr. Franc. Herni mit seiner Gesellschaft vor dem Erzherzog und zum Jahre 1660 wird Blümel als Theaterprincipal Innsbruckerischer Hofcomödiant genannt.[3] Das am Rennplatze erbaute Theater wurde dann im Jahre 1765, als die Vorbereitungen zur Ankunft der Majestäten

[1] l. c. II, S. 8.

[2] Zoller: Geschichte und Denkwürdigkeiten der Stadt Innsbruck. Innsbruck, Wagner'sche Buchhandlung, II, S. 127 f.

[3] Wünschebuch der Theaterausstellung, I, S. 42 und 58, Nr. 336 und 245.

Kaiser Franz I. und Maria Theresiens in großartigem Style getroffen wurden, reparirt und verschönert, nachdem bereits seit 1764 auf demselben keine Studentencomödien mehr gegeben werden durften.[1])

Bei der darauf erfolgten Anwesenheit des allerhöchsten Hofes, die bekanntlich durch den plötzlich eingetretenen Tod des Kaisers einen so tieftraurigen jähen Abschluß fand, war in dem auf das prächtigste ausgezierten und neu zubereiteten Hoftheater am 6. August 1765 zu Ehren der Tags zuvor in feierlichem Einzuge eingeholten Infantin Anna und ihres erlauchten Bräutigams Erzherzog Leopold, Großherzog von Toscana (Kaiser Leopold II.), die von Metastasio verfaßte und von dem Compositeur Hasse, genannt Sassone, auf das hohe Vermählungsfest in Musik gesetzte Oper „Romulo und Ersilia" gegeben, welche sich nicht nur den Beifall des Hofes, sondern auch die Bewunderung aller Kenner erwarb![2])

Zur Entwickelung des Theaterwesens in Ungarn.

Neben den Mysterien des Mittelalters (den theatralen Vorstellungen biblischer Geschichten) zeigen sich in Ungarn in der Zeit von 1526 bis 1576 bereits auch Anfänge des nationalen Dramas.

Der evangelische Prediger Michael Sztáray verfaßte zwei Schauspiele: das eine „A papok házassága" (die Ehe des Geistlichen), Krakau 1550 gedruckt; das andere „Az igaz papság tiköre" (Spiegel des wahren Christenthums), in Ungarisch-Altenburg 1559 und 1560 erschienen. In der Komoedia Balassi Menyhart árulta tásáról (vom Verrathe Melchior Balassi's) zeichnete ein unbekannter Verfasser in scharfen Zügen das Leben dieses Parteigängers.[3])

Die politischen Kämpfe brachten es auch mit sich, daß das historische nationale Drama in ausgedehnterem Maße gedieh als anderswo, und namentlich waren es die Heldenthaten der Arpaden, die zum Gegenstande desselben wurden. Emerich Tököli selbst war es, der 1646 in einem solchen Stücke, betitelt: „Der Genius Ungarns", die Bretter betrat,[4]) die die Welt bedeuten.

---

[1]) Zoller, l. c. II, S. 186.

[2]) Ibid., S. 198.

[3]) Feßler: Geschichte von Ungarn. 2. Auflage, übersetzt von Ernst Klein. Leipzig, Brockhaus 1874. III, S. 600.

[4]) Chelard: La Hongrie contemporaire. Paris 1891, S. 334.

Aber auch die Jesuiten pflegten in Ungarn im 17. Jahrhundert das Schauspiel wie anderwärts in ihren Schulen und gleich ihnen die säcular-geistlichen Seminarien, wo in den drei letzten Faschingstagen Comödie gespielt wurde.[1])

Daneben gab es im Zeitalter Kaiser Leopold I. auch bereits wandernde Gesellschaften bis nach Siebenbürgen hin, denn es ist ein von diesem Monarchen einer solchen umherziehenden Gesellschaft ertheiltes Privilegium bis heute erhalten.[2])

Im Jahre 1708 ward in Kaschau zu Ehren Franz Rakoczy II. ein Stück: „Von den glorreichen Thaten des einstigen Ungarkönigs Mathias" aufgeführt,[3]) also wieder eine Spur der Weiterentwickelung des nationalen Dramas.

Der lustige Franciscanerpater Anton Hueber, der um die Mitte des 18. Jahrhunderts auf dem Schlosse Gyula im Bekéser Comitat zur Belustigung des Baron Harrucker, seiner Familie und des ganzen Adels der Umgebung, so viel beigetragen, bewährte sich auch als Comödiendichter und zeigte eine solche Bühnenroutine, daß man annehmen muß, er habe vorher ähnliche Producte aufführen gesehen, und das konnte nur, wie Adolf Dux[4]) schließt, in seiner Vaterstadt Ofen geschehen sein, die nach Beendigung der Türkenherrschaft Ende des 17. Jahrhunderts rasch aufzublühen begonnen hatte und zusammt Pest gar bald für theatrale Vergnügungen Raum hatte. Schon vor den Sechzigerjahren des 18. Jahrhunderts fanden also in Ofen derartige Vergnügungen statt und dann fort gab man da extemporirte Stücke in deutscher Sprache, während die deutschen Bühnenvorstellungen in Pest erst 1773 eröffnet wurden.[5])

Als nationaler Dichter trat aber in den Tagen Maria Theresia's Georg Bessenyei auf mit seinen Tragödien „Agis" (König der Spartaner) „Hunyady László" (Wien 1772) und „Buda" (Pest 1773), worin er im Pathos der französischen Tragiker und in Alexandrinern die Geschichte seiner Herren vortrug. Wie durch seine Romane trug zur Belebung des ungarischen Volksgeistes Andreas Dugonics auch durch seine Schauspiele „Toldi Miklos", „Etelka", „Báthori Maria", „Kun László" und Andere vieles bei. Franz Kazinczy giebt in seiner Nachbildung von

---

[1]) Mailáth: Geschichte der Magyaren. Regensburg 1853, III, 463 f.

[2]) Mailáth, l. c.

[3]) Dux Adolf: Aus Ungarn. Leipzig 1880, S. 304.

[4]) Ebenda, S. 307.

[5]) Ebenda, S. 307.

Goethe's „Stella" den vollendeten dramatischen Dialog des Altmeisters deutscher Dichtung; in einem anderen Stücke „Die beiden Lautenschläger", eine Sage aus der vormaligen Zeit nach Veit Weber (Preßburg 1794), die einfache Sprachweise jener Zeit mit sorgfältiger Treue wieder. Michael Csekonai Vitéz lieferte durch witzige Einfälle und drollige Verwickelungen ergötzliche Lustspiele.[1])

Man sieht, dem 1792 eröffneten ersten ungarischen Schauspielhause (Sommertheater) in Ofen fehlte es nicht an Repertoire.

Inzwischen hatten zwei hohe ungarische Cavaliere, Fürst Esterházy und Graf Erdödy, durch Errichtung eigener Theater das Interesse für Musik- und Theaterwesen im weitesten Umfange zu erregen gewußt.

Fürst Nicolaus J. Esterházy hatte in dem märchenhaft ausgestatteten Schlosse Esterházy ein vortrefflich eingerichtetes Theater hergestellt, das wir unter Anderem in einem französischen Reisehandbuche von 1775[2]) als eine Sehenswürdigkeit angeführt finden, da ein eigener „Ausflug" dahin, sowie nach Eisenstadt notirt erscheint. Der französische Bädeker des vorigen Jahrhunderts schreibt wörtlich: „Eszterhaz est la maison de plaisance du Prince Eszterhazy l'un des plus grands Seigneurs de l'Europe, qui ne sont pas Souverains. Il a un camp de deux cent hommes devant son chateau, une Troupe de Comédiens Allemands un Opera Italien, une Bande de Musique toujours à ses gages ..... Le chateau d'Eszterhaz ou de Szeplak est superbe et les jardins ou promenades dans le bois sont extremement agréables."

Aus der Kapelle des so überaus musikfreundlichen Fürsten, die auf das glänzendste dotirt, ging ja doch ein Haydn hervor, dem schon sein Zeitgenosse Collin in Begeisterung über dessen „Schöpfung" zurief:[3])

Wie drängte sich so jung als alt zur Wette,
So Fürst als Künstler an des Meisters Seite,
Als ob er Heil von seinen Blicken hätte.

Und zu einem Tempel der Tonkunst gestaltete Fürst Nicolaus Esterházy, der Gründer der Esterházy'schen Bildergalerie in Wien, seine Residenz in Eisenstadt, wo er — der sein ganzes Leben mannig-

---

1) Feßler, l. c., 653 ff.

2) Itineraire des routes les plus fréquentées ... Paris MDCCLXXV, S. 97.

3) Teuffenbach Freiherr v. Albin: Vaterländisches Ehrenbuch. Poetischer Theil, S. 619.

faltigen Zweigen der Kunst und Wissenschaft gewidmet — Haydn's Gebeine mit seltenem Pompe bestatten ließ!

In Preßburg, das bis gegen das Ende der Regierung Kaiser Joseph II. die obersten Landesbehörden in sich vereinigt sah und auch einem großen Theile der ungarischen Aristokratie zum Domicil diente, hielt Graf Johann Erdödy von Monyorókerek in seinem eigenen Hause eine Opernbühne, die 1785 unter der Direction des Hubert Kumpf mit der Oper: „König Theodor in Venedig" von Paisiello eröffnet wurde und zu deren Vorstellungen zweimal in der Woche der Preßburger Adel und das dort in Garnison befindliche k. k. Officiers-corps ein- für allemal geladen waren.[1])

Heute setzt der kunstbegeisterte und hochsinnige Graf Nicolaus Esterházy die schönen theatralen Traditionen des Esterházy'schen Hauses in edler Weise fort, indem er der Muse Thalia auf seinem trefflich eingerichteten Schloßtheater zu Totis eine würdige Heimstätte eröffnet hat. Das Bühneninterieur, zur Exposition gebracht von der gräfl. Esterházy'schen Theaterdirection in Totis, bildet eine hervorragende Sehenswürdigkeit der Wiener Theaterausstellung. —

Das moderne nationale Drama in Ungarn[2]) aber, das in den Meister-Werken Georg Csiky's und Emerich Madách's eigenartigen Ausdruck findet, eröffnet nach dem überzeugenden Worte[3]) eines gottbegnadeten ungarischen und deutschen Dichters unserer Tage, Ludwig Dóczi, die Aussicht, „daß das Ausland von dem nationalen Drama Ungarns mindestens ebenso viel Notiz nehmen dürfte, wie es heute von den Stücken der Schweden und Norweger nimmt!"

---

[1]) Dux, l. c., S. 306.

[2]) Siehe: „Oesterreichisch-Ungarische Revue", IV. Bd., S. 285. Die Entwickelung des ungarischen Nationaltheaters. Von Eduard Paulay.

[3]) In dem trefflichen literarischen Jahrbuche des ersten allg. Beamtenvereines der österreichisch-ungarischen Monarchie „Die Dioskuren", XIII. Jahrgang, S. 73.

Das reichsgräfliche Haus Henckel von Donnersmarck

unter besonderer Berücksichtigung

des Wirkens des Reichsgrafen Hugo Henckel von Donnersmarck.[1])

(Schluß.)

Auf dem Gebiete der Industrie ist die Thätigkeit des Grafen Hugo Henckel von hervorragender Bedeutung, ja man kann sagen auf einzelnen Gebieten der Montanindustrie Oberschlesiens und der österreichischen Alpenländer geradezu epochemachend gewesen.

Was zunächst Oberschlesien betrifft, so war die äußere Anregung zu einer fruchtbringenden Thätigkeit durch die Natur und die Verhältnisse des Bodens, auf dem Graf Hugo Henckel emporgewachsen war, gegeben. Wohl kaum auf der ganzen Erde wird man ein zweites Gebiet finden, in welchem die Natur mit gleich verschwenderischer Hand die unterirdischen Schätze aufgehäuft hat, wie in Oberschlesien und speciell in den Besitzungen des Grafen Hugo Henckel.

Kohlen, Zink-, Blei- und Eisenerze finden sich in fast unerschöpflicher Menge zum Theil in demselben Terrain über- und nebeneinander vor, und es bedurfte nur des schaffenden, unternehmenden Geistes, um diese Schätze zu heben und in den Dienst der Menschheit zu stellen.

Schon unter dem Großvater des Grafen Hugo Henckel, dem am 8. August 1805 gestorbenen Grafen Lazarus waren, wie wir bereits erwähnt haben, einzelne industrielle Anlagen begründet worden, so die Kohlengruben Eugeniensglück bei Siemianowitz und Gottessegen bei Halemba, ferner das Hochofenwerk Antonienhütte. Einen weiteren, wenn auch langsameren Zuwachs erfuhren diese Anlagen unter der Vormund-

[1]) Siehe: Oesterreichisch-Ungarische Revue, XII. Bd., S. 257, u. XIII. Bd., S. 36.

schaft des Grafen Hugo Henckel, indem eine Anzahl neuer Kohlen- und Galmeigruben erworben wurden.

Einen lebhafteren Aufschwung nahm jedoch die Industrie erst mit dem Beginn der Eisenbahnbauten. Von epochemachender Bedeutung ist in dieser Hinsicht der Bau der Laurahütte (1835 bis 1840), des ersten und größten Werkes dieser Art, welches in Deutschland angelegt wurde. Der Bau der Hochofenanlage wurde 1835 begonnen und dieselbe am 6. Februar 1839 in Betrieb gesetzt. Die Puddlings- und Walzwerke begannen ihren Betrieb im April 1840. Die Laurahütte wurde im Vereine mit M. Oppenfeld Söhne in Berlin gebaut und bis zum Jahre 1858 für gemeinschaftliche Rechnung betrieben. Von da ab übernahm der Graf das Werk für alleinige Rechnung. Der Impuls, welcher von dem Betriebe der Laurahütte ausging, wirkte auch belebend auf den Betrieb der übrigen Werke ein und gab im Verein mit dem allgemeinen Aufschwung der Industrie Veranlassung zur Gründung neuer Werke.

In Antonienhütte wurde die Hochofenanlage umgebaut und erweitert und schließlich auf vier Oefen gebracht, welche ihr Roheisen an die Laurahütte abgaben. In Hugohütte bei Tarnowitz entstand ein neues Hochofenwerk, welches zwei Hochöfen, einen für Holzkohlen im Jahre 1842 und einen für Koks im Jahre 1852 erbauten, umfaßte.

Auch der Zinkhüttenbetrieb gewann in dieser Zeitepoche eine bedeutende Ausdehnung. In Antonienhütte traten zu der bereits früher orhandevnen Hugohütte noch zwei, die Liebeshütte und die Hoffnungshütte, welche später zu einem Werk, der Liebehoffnungshütte, vereinigt wurden. Bei Siemianowitz wurde im Jahre 1846 die Georgshütte, bestehend aus fünf Doppelöfen, gekauft und bedeutend erweitert, ebenso wurde im Jahre 1852 die Theresienhütte gekauft, jedoch im Jahre 1873 wieder verkauft.

Zur Versorgung aller dieser Werke mit den erforderlichen Rohstoffen und Brennmaterialien mußte natürlich auch der Grubenbetrieb eine entsprechende Ausdehnung erfahren und so sehen wir nicht nur die älteren Gruben in steter mächtiger Entwickelung begriffen, sondern auch neue Betriebe hinzutreten. Namentlich aber erfuhr der Bergwerksbesitz durch Muthung und Neuverleihung zahlreicher Gruben eine außerordentliche Erweiterung. Umfassende Tiefbohrungen schlossen neue Kohlengebiete bei Antonienhütte, Siemianowitz und Radzionkau auf und führten zur Verleihung der höchst werthvollen vereinigten Siemianowitzer und neu consolodirten Radzionkauer Gruben. Auch im Erzrevier

wurden wichtige neue Funde gemacht und die Verleihung zahlreicher Gruben waren die Früchte dieser Arbeiten.

Die Erfolge der Industrie regten auch beim Privatpublicum eine lebhafte Speculation, namentlich nach neuen Bergwerken, an und es kamen auch auf den Besitzungen des Grafen zahlreiche neue Belehnungen auf Gruben zu Stande, an welchen ihm nach Lage der Gesetzgebung das Mitbaurecht zur Hälfte zustand.

Im Jahre 1869 wurde die fiscalische Königshütte mit allem Zubehör und einem Theil der Königsgrube vom Grafen Henckel angekauft. Die gesammten Werke des Grafen beschäftigten um diese Zeit an 8000 Arbeiter. Es waren zu dieser Zeit im Betriebe acht Kohlengruben, an sieben Orten Eisenerzgruben, an einem Ort Bleierzgruben, an drei Orten Hochöfen nebst den dazu gehörigen Walzwerken, vier Zinkhütten, eine Zinkweißfabrik, außerdem eine Anzahl kleinerer Werke, wie die Chamottefabrik, Klinkerziegelei, Brettmühlen u. dgl. Die Größe und Bedeutung der Industrie möge nachstehende Zusammenstellung veranschaulichen.

Jahr 1870	Production Metercentner	Werth Mark	Arbeiter
Steinkohlen	7,500.000	3,180.252	2506
Eisenerzförderung . . .	1,680.685	566.913	750
Roheisen	857.882	7,207.305	3839
Walzeisen	679.384	11,105.519	
Zink	63.655	2,193.039	589

Es war die Zeit des sogenannten volkswirthschaftlichen Aufschwunges und der Gründungen, und in Folge des hohen Angebotes und in der Voraussicht, daß ein Rückschlag eintreten mußte, verkaufte Graf Henckel die Königs- und Laurahütte sammt den dazu gehörigen Grubenfeldern an eine Actiengesellschaft, die heute tonangebende „Vereinigte Königs- und Laurahütte".

Die aus diesem Verkaufe resultirenden reichen Mittel, verbunden mit dem durch den beispiellosen Aufschwung der Industrie gesteigerten Unternehmungsgeist, gaben dann Anlaß zu bedeutenden Neuanlagen. Hierher gehören vor Allem die in großem Styl in Angriff genommenen Tiefbauanlagen bei Radzionkau und auf der Gottessegengrube und die neue Förderungsanlage auf Hugo Zwanggrube.

Weniger glücklich war die Anlage des mit einem Kostenaufwande von über 2,000.000 Mark erbauten Lory-Walzwerkes in Antonienhütte. Dasselbe wurde lediglich auf die Herstellung von Halbfabrikat zum Export nach Oesterreich gegründet. Noch ehe aber das Werk vollendet

war, wurde ihm durch eine Aenderung des österreichischen Zolltarifes die Lebensader unterbunden und eine gedeihliche Entwickelung desselben unmöglich gemacht.

Hier ist auch noch zu erwähnen, daß der Bau der bereits an anderer Stelle erwähnten Cellulosefabrik bei Tarnowitz an Stelle der seit 1858 kalt gelegten Hugohütte ebenfalls in dieser Zeit stattfand.

Leider fiel die Fertigstellung aller dieser Werke in eine Zeit vollständigen industriellen Niederganges, in welcher es bei der geringen Rentabilität der Werke schwer wurde, die bedeutenden Kosten für diese Werke aufzubringen. Am schlechtesten ging es damals bekanntlich der Eisenindustrie und man vermochte auch nicht durch Verbesserung der Betriebseinrichtungen, insbesondere durch Anlage eines neuen größeren Hochofens in Antonienhütte im Jahre 1883 die Ungunst der Verhältnisse auszugleichen.

In ganz anderer Richtung hatte sich in der Zwischenzeit ein anderer Zweig der Eisenindustrie, der Eisenerzbergbau, entwickelt. Früher gewissermaßen nur ein Anhängsel der Hütten, hatte er sich im Laufe der Siebziger- und Achtzigerjahre zu einer selbstständigen Industrie emporgearbeitet, und in demselben Verhältniß, in welchem sich die Lage der gräflichen Eisenhütten verschlechterte, verbesserte sich der Eisenerzbergbau, da einerseits die Productionserhöhung der Hütten eine vermehrte Nachfrage nach Eisenerzen erzeugten und andererseits die Concurrenz und das Angebot durch die fortschreitende Erschöpfung der in dritter Hand befindlichen Erzfelder immer mehr abnahm. So kam es, daß die gräflichen Förderungen schließlich über die Hälfte der in Oberschlesien consumirten Eisenerze lieferten und Graf Henckel sozusagen ein Monopol in Händen hatte, welches ganz bedeutende Erträge lieferte. Im Jahre 1888 verpachtete der Graf an die „Oberschlesische Eisenindustrie-Actiengesellschaft" die Ausbeutung der gesammten Eisenerzförderungen auf die Dauer von 20 Jahren gegen eine jährliche Pacht von 900.000 Mark.

Eine ganz andere Entwickelung nahm in dem gleichen Zeitraum die Zinkindustrie. Obwohl auch sie von der zweiten Hälfte der Siebzigerjahre ab mit einer lang andauernden Geschäftsstockung und schlechten Preisen zu rechnen hatte, so blieb sie doch noch immer ertragreich und gesund. Durch die neu aufgeschlossenen Gruben, die immer stärker an der Versorgung der Zinkhütten theilnahmen, hob sich die Production, welche im Jahre 1870 63.655 Metercentner betrug, auf 120.000 Metercentner. Uebrigens ist der Betrieb der ungünstig gelegenen Georgs-

hütte eingestellt worden, nachdem die in unmittelbarer Nähe der Schächte der Radzionkaugrube erbaute Lazyhütte in Betrieb gesetzt worden war.

Der bedeutende Aufschwung der Industrie in dem hier geschilderten Zeitraum ist zum guten Theil auf die Entwickelung des Transportwesens zurückzuführen. Auch hier bewährte sich der weite Blick des Grafen, denn er hat nicht allein den Bahnbauten die weitgehendste Unterstützung zugewendet, sondern auch innerhalb der gräflichen Werkscomplexe eigene Locomotivbahnen hergestellt.

Mit der Erwerbung von Wolfsberg und St. Leonhard wurde Graf Hugo Henckel auch österreichischer Großindustrieller und hat als solcher eine weit über die Grenzen seines Besitzes hinausgehende Thätigkeit, besonders in der Eisenindustrie, entwickelt.

Die von dem Grafen im Lavantthale erworbenen Eisenerzbergbaue und Hüttenwerke hatten allerdings schon in der Zeit, in welcher sie im Besitze „der Wolfsberger Eisenwerksgesellschaft" waren, begonnen, sich allmählich zu beleben und mehr und mehr zu entwickeln, aber deren Leistungsfähigkeit nahm doch erst seit der Uebernahme des Grafen Henckel wesentlich zu, weil derselbe bei seinem regen Interesse für die Eisenindustrie, welche gegen den Stand auf seinen Werken in Oberschlesien weit zurück war, kein Opfer zur Erweiterung und Vervollkommnung der bestehenden Werke, sowie für die Entwickelung und den weiteren Aufschluß der Bergbaue scheute.

Nachdem der Graf den Besitz übernommen, wurde die sofortige Vergrößerung und neue Einrichtung der beiden Hochöfen in St. Gertraud und St. Leonhard, sowie der intensivere Betrieb der zugehörigen Eisensteinbergbaue in Wölch und Loben in Angriff genommen, so daß die Erzeugung von Roheisen, welche zur Zeit des Ankaufes circa 300.000 Metercentner betragen hatte, auf 700.000 Metercentner gehoben wurde. Nur auf diese Weise konnte die Verminderung der Erzeugnißkosten, sowie ein schwunghafterer Betrieb von dem Schienenwalzwerk in Frantschach, welches von den beiden genannten Hochöfen mit Rohmaterial versorgt werden mußte, erreicht werden.

Die Erweiterung des Frantschacher Hüttenwerkes, insbesondere die Neugestaltung in Bezug auf die maschinellen Einrichtungen für die Erzeugung von Eisenbahnschienen wurde energisch in Angriff genommen und die Production mit Zuhülfenahme mineralischen Brennstoffes (Braunkohle von Fohnsdorf in Obersteiermark) nach Möglichkeit gesteigert; allein die rasche Abnahme der Holzbestände, die allmählich

gesteigerten Preise aller Materialien, die Unzulänglichkeit der in den eigenen Hochöfen erzeugten Roheisenquantitäten, verbunden mit den hohen Frachtlöhnen für die Anfuhr des Brennstoffes von Fohnsdorf in Steiermark, sowie des Roheisens von verschiedenen fremden Hochöfen, und der weitere Umstand, daß die in Frantschach zur Verfügung stehende Wasserkraft bereits vollauf ausgenutzt war und derartige Werke nur mehr bei einer Massenproduction prosperiren konnten, ließen den weiteren Betrieb von Frantschach als Schienenwalzwerk nicht mehr zeitgemäß erscheinen. Graf Henckel erkannte mit dem ihm eigenthümlichen Scharfblick, wie hier Abhülfe zu schaffen sei, und beschloß darum die Schienenfabrication aus Kärnten heraus nach dem an guten Kohlen reichen oberen Murthal in Obersteiermark zu verlegen, und so wurde zwischen Judenburg und Knittelfeld in Zeltweg auf grünem Rasen ein ganz neues Eisenwerk angelegt und noch dazu das größte, das damals in Inner-Oesterreich bestand und als solches heute noch besteht. Mit dem Bau wurde im Jahre 1851 begonnen und der Hüttenbetrieb im Jahre 1852 aufgenommen.

Die Werksanlage von Zeltweg wurde gleich von vornherein auf den Betrieb mit Dampf basirt; als Brennstoff diente Kohle aus dem eigenen, einige Jahre vorher erworbenen Bergbau Sillweg und der an Sillweg angrenzenden ärarischen Kohlenwerke von Fohnsdorf. Die Einrichtung der Hütte erfolgte sofort nach modernem Muster. Frantschach selbst wurde nur als Hülfswerk für Zeltweg mit der Erzeugung von gepuddelten Rohschienen (Milbarx) für die Schienenfabrication betrieben.

In sehr kurzer Zeit entstand so an der Einmündung des Pöls in die Mur, an einer Stelle, wo früher nur ganz vereinzelt einige wenige Bauernhöfe anzutreffen waren, und der Name Zeltweg nur den nächsten Nachbarn geläufig war, ein großartiges Eisenwerk mit einer reich bevölkerten Arbeitercolonie und der Name Zeltweg wurde bald gekannt und geachtet weit und breit in den Kreisen der Industrie.

Dem in stolzem Wachsthum begriffenen Etablissement Zeltweg genügten die aus dem Lavantthale zuströmenden Roheisenmengen der eigenen gräflichen Hochöfen nicht mehr, es dehnte den Bezug dieses Rohmaterials auf die obersteierischen Hochöfen in Lölling, Heft und Treibach im Krappfeld in Kärnten aus und da ihm mineralischer Brennstoff in unmittelbarer Nähe in jeder Menge zur Verfügung stand, so war seinem weiteren Wachsthum keine Grenze gesetzt.

Ursprünglich nur auf die Erzeugung von Eisenbahnschienen gegründet, dehnte das neue Werk seine Fabrication auch auf schwere Façon- und Constructionseisen aus, richtete sich im Jahre 1860 auf

die Erzeugung von schweren Blechen und Kesselblechen ein und etablirte gleichzeitig mit diesen Erweiterungen eine ausgedehnte Maschinen- und Constructionswerkstätte mit Gießerei, in welcher außer maschinellen Einrichtungen für die verschiedenen im Murthale entstandenen Industrie-etablissements auch diverse Betriebseinrichtungen für Eisenbahnen, wie die Wasserstationen der Rudolfs- und Giselabahn und eiserne Brücken, auch eiserne Dachconstructionen (der Dachstuhl des Opernhauses in Wien und Dachstühle für die Anlagen der k. u. k. Marine) und andere moderne Eisenconstructionen (Trocken- und Balance-Docks in Pola) hergestellt wurden. Gleichzeitig fand die Fabrication von Achsen und Radeisen für Eisenbahnen und die Herstellung ganz fertiger Eisenbahn-waggonsräderpaare rasch Eingang und so wurde Zeltweg in kürzester Zeit zu einem der ersten in mannigfaltigster Weise beschäftigten Eisen-werke der Monarchie.

Als hervorragender Fabricationszweig trat im Jahre 1862 die Erzeugung von Panzerplatten (der ersten in Oesterreich) und die Herstellung von eisernen Laffetten (Rapperten) für die schweren Schiffs-geschütze der k. u. k. Marine dazu, wodurch der gute Ruf des Werkes noch mehr verbreitet worden ist.

Mit der im Jahre 1866 verfolgten Inbetriebsetzung der Kron-prinz Rudolfbahn eröffnete sich für das Eisenwerk Zeltweg eine neue Phase seiner Prosperität, denn damit kam es an eine für den Verkehr der Alpenländer entscheidende Bahnlinie und erlangte dadurch erst freie Beweglichkeit für den Bezug seines Roheisens und für den Absatz seiner Producte. Nun war auch der Moment herangerückt, die Erwerbung der ärarischen Kohlenwerke in Fohnsdorf in Angriff nehmen zu können. Graf Henckel hatte deren Werth für Zeltweg schon früher erkannt, aber erst, als der Staat sich seiner Montanbesitzungen zu Gunsten der Privatunternehmungen zu entäußern anfing, erachtete er den richtigen Zeitpunkt für den Ankauf der Kohlenwerke für gekommen. Die im Laufe des Jahres 1868 begonnenen Unterhandlungen führten mit Jahresschluß zum Resultate und das größte ärarische Kohlenwerk Fohns-dorf ging mit dem 1. Januar 1869 in den Besitz des Grafen Henckel über. Doch nicht lange mehr blieben die nun zu einem Ganzen ver-einigten Werke Zeltweg-Fohnsdorf-Sillweg im Besitze des Grafen Henckel. Der allgemeine Umschwung, welchen die industrielle Thätigkeit zu Ende der Sechszigerjahre erfuhr, und welches zunächst in der Bil-dung von Actiengesellschaften zum Ausdruck kam, lenkte alsbald die Aufmerksameit der finanziellen Kreise auf dieses hoffnungsvolle Unter-

nehmen im oberen Murthal und Graf Henckel übergab in Folge Verkaufes diese Werke im April 1869 an die neu gebildete „Steierische Eisenindustriegesellschaft", welche, der hohen Bedeutung des Besitzes Rechnung tragend, sofort eine normalspurige Locomotivbahn von Zeltweg nach Fohnsdorf und eine Bessemerhütte in Zeltweg erbaute und bald darauf mit der Anlage eines großen Koksofens für die Erzeugung des nothwendigen Roheisens folgte. Durch die Fusionirung der diversen alpinen Eisenwerksgesellschaften zu einer einzigen großen Montanunternehmung ging dann Zeltweg mit Fohnsdorf und Sillweg in den Besitz der österreichischen alpinen Montangesellschaft über und ist gegenwärtig eines der am besten situirten und einträglichsten Werke derselben.

Die Idee seiner Gründung jedoch, seiner stetigen, dem modernen Zeitgeiste Rechnung tragenden Entwickelung und endlich die Heranziehung von Fohnsdorf zur unerschütterlichen Sicherstellung seiner dauernden Prosperität rühren von seinem Gründer, dem Grafen Henckel her und ist sein Name mit dem Bestande dieser großen Unternehmung unzertrennbar verknüpft.

Ein nächstes Werk der neueren Zeit, welches, gewissermaßen durch einen Fabricationszweig von Zeltweg hervorgerufen, i. J. 1866 vom Grafen Henckel erbaut wurde, war die Kronprinz-Rudolfshütte in Zwischenbrücken bei Wien. Zu Anfang der Sechszigerjahre hatte die österreichische Eisenindustrie mit einer schweren Krisis zu kämpfen, unter welcher ganz besonders die Eisenbahnschienen-Walzwerke litten, denn die Eisenbahnverwaltungen decretirten nahezu die Bedingungen, unter welchen sie ihren Bedarf an Schienen den inländischen Werken zur Lieferung übertrugen, und die letzteren waren, wenn sie nothdürftig im Betriebe bleiben wollten, gezwungen, sich den gestellten Bedingungen zu fügen. Manche Bahnverwaltungen hatten die Verwendung von Puddelstahlkopfschienen eingeführt, namentlich die Kaiserin Elisabeth-Westbahn, welche neue Lieferungen nur unter der Bedingung vergab, daß für jeden Centner neuer Schienen ein halber Centner alte ausgewechselte Eisenschienen zu einem vereinbarten Preise übernommen wurde, und auf diese Weise war Hugohütte in Zeltweg, indem sie wiederholte Lieferungen für die Westbahn erstanden hatte, bis Ende des Jahres 1865 in den Besitz von mindestens 150.000 Centner alter Eisenbahnschienen gelangt, die am Westbahnhofe in Wien aufgestapelt lagen. Da die Preisrückgänge für Grobwalzeisen inzwischen noch mehr zugenommen und die Preise für Walzeisen überhaupt dergestalt gesunken waren, daß der Transport jener alten Schienen von Wien nach Zeltweg, nachdem die Südbahn zu einer entsprechenden

Frachtermäßigung nicht zu bewegen war, einen enormen Verlust verursacht haben würde, war das auf dem großen Vorrath von alten Eisenschienen ruhende Capital nur dann entsprechend zu realisiren, wenn es gelang, diese Schienen in einem Werke zu verarbeiten, welches in Wien selbst oder unmittelbar bei Wien, nahe an einer Bahn gelegen war, um auch den erforderlichen Brennstoff möglichst billig beziehen zu können. Und um dieses Zweckes willen erbaute Graf Henckel unmittelbar an der Kaiser Ferdinands-Nordbahn in den Auen bei Zwischenbrücken ein Eisenbahnschienen-Walzwerk unter dem Namen „Kronprinz Rudolfshütte". Anfang 1866 wurde mit der Erbauung der Hütte begonnen und dieselbe bis Ende Mai desselben Jahres fertig gebracht, so daß im Juni schon die ersten Schienen gewalzt werden konnten. Der ausgebrochene Krieg mit Preußen zwang zur Wiedereinstellung des kaum begonnenen Betriebes, weil die Hütte, respective deren Plätze als Verbandstation für die Verwundeten in Aussicht genommen war, und erst gegen Ende Juli konnte der reguläre Betrieb wieder aufgenommen werden. Die Hütte war mit 150.000 bis 200.000 Centner fertiger Schienen mit Puddelstahlköpfen präliminirt, stieg jedoch im Laufe der Zeit bis nahe an 300.000 Centner.

Nachdem die beiden beschriebenen Werke für die Erzeugung von Eisenbahnschienen nach den neuesten Erfahrungen eingerichtet und betrieben wurden, hat mit der Inbetriebsetzung von Zeltweg dieser Fabricationszweig in dem alten Werke Frantschach, welches seinerzeit als erstes Schienenwalzwerk in Inner-Oesterreich florirt hat, gänzlich aufgehört. Neben der Erzeugung von Rohschienen für Zeltweg wurden vom Grafen Henckel, welcher zu jeder Zeit für Fortschritt und Neuerungen aller Art in hohem Grade zugänglich war, interessante Versuche ausgeführt: über die directe Erzeugung von Puddeleisen aus den Erzen in einem eigens hiefür erbauten Gaspuddlingsofen nach dem Privilegium Müller, sowie über den Gußstahlschmelzproceß nach Uchatius durch Ingenieur C. Lenz. Diese Experimente und Proben haben namhafte Summen erfordert, leider haben sich die daran geknüpften Erwartungen aber nicht erfüllt.

In demselben Jahre, in welchem das Werk in Zeltweg gegründet worden war, erfolgte der Ankauf der Herrschaft Waldenstein mit dem dazu gehörigen ausgedehnten und reichhaltigen Eisensteinbergbau, dem Hochofen und der Eisengießerei. Das in Waldenstein erblasene Gießerei-Eisen und die daraus erzeugten Gußwaaren hatten ihrer vorzüglichen Qualität wegen einen weit verbreiteten Ruf, und hierdurch wurde

Graf Henckel bestimmt, zur Vervollkommnung des Werkes und zur Anschaffung neuer Maschinen zu schreiten, um den Anforderungen der Neuzeit entsprechen zu können. Es kamen Bestellungen und Aufträge von allen Seiten. Auch für die Einrichtung des neuen Werkes von Zeltweg wurden in Waldenstein alle nöthigen Gußwaaren hergestellt und blieb die Gießerei in lebhaftem Gang, bis die Maschinenwerkstätte und Gießerei in Zeltweg fertig war. Die Maschinen, welche bisher in Waldenstein in Verwendung waren, wurden dann nach Zeltweg überführt und die Gießerei in Waldenstein im Jahre 1855 außer Betrieb gesetzt. Von dieser Zeit an fand das auf den drei Hochhöfen Waldenstein, St. Leonhard und St. Gertraud erblasene Roheisen bis Ende der Sechzigerjahre ausschließlich auf der Eisenhütte in Zeltweg seine Verwendung; später wurde dann das Roheisen an verschiedene Gewerkschaften verkauft.

Entsprechend der erhöhten Roheisenproduction wurden die Eisensteinbergbaue Wölch, Loben und Waldenstein schwunghaft betrieben, um den Erzbedarf der Hochöfen aufzubringen; im Bergbaue von Loben wurde zur Förderung der Erze eine Wassersäulmaschine eingebaut, an den erzführenden Gebirgen wurden an allen lohnenden Punkten Schürfbauten eingelegt, um neue Erzstöcke zu erschließen und den Hochöfen zuzuführen.

Leider war Graf Henckel durch den allgemeinen Niedergang der Eisenpreise und durch die Massenproduction der günstiger situirten großen Eisenwerke vom Jahre 1873 an genöthigt, die Eisenproduction im Lavantthale nach und nach einzuschränken. Es wurde schließlich nur mehr der Hochofen in St. Gertraud zu dem Zwecke betrieben, um die angehäuften Erzvorräthe einer Verwerthung zuzuführen; nachdem dies geschehen, wurde derselbe im Jahre 1883 ausgeblasen.

Endlich ist noch eines Eisenwerkes zu erwähnen, nämlich des Hammerwerkes Kollnitz bei St. Paul, welches Wallascheisen und Streckwaare erzeugt hat. Sein Hauptabsatzgebiet war Kroatien und die Lombardei. Als nach dem unglücklichen Kriege mit Italien im Jahre 1859 die Lombardei verloren ging, hörte auch der Absatz für die Fabrikate dieses Werkes dorthin auf. Da das Werk außerdem vermöge seiner primitiven Einrichtung den inzwischen erstandenen großen Eisenwerken gegenüber nicht mehr concurrenzfähig war, so ließ Graf Henckel das Hammerwerk zu einer Fabrik zur Erzeugung von Eisenbahnwaggon- und Equipagenfedern herrichten. Dieselbe wurde im Jahre 1860 fertiggestellt.

Der Stahlguß und Cementstahl wurde für die erste Zeit des Betriebes aus England bezogen, dann aber die Fabrik Frantschach für Stahlerzeugung eingerichtet und Kollnitz von hier aus mit dem erforderlichen Stahl versorgt. Als jedoch später mehrere derartige Fabriken entstanden, in Folge der dadurch entstandenen Concurrenz die Preise schlechter, dagegen die Garantie-Anforderungen der Abnehmer immer größer wurden, stellte Graf Henckel den Betrieb der Fabrik in Kollnitz im Jahre 1878 ein. Im Jahre 1882 wurde dann Frantschach zu einer Cellulosefabrik umgestaltet.

Im Jahre 1847 erkaufte der Graf Wiesenau bei St. Leonhard mit seinem Kohlenlager, mit deren sehr minderwerthigen Kohlen zur Zeit die Cellulosefabrik in Frantschach ihren Brennmaterialbedarf deckt. Der Erschürfung abbauwürdiger Kohlenflötze im Lavantthale hat Graf Henckel bedeutende Geldsummen geopfert und haben dieselben auch bei St. Stephan, welches eine Station der Unter-Drauburg-Wolfsberger Bahn ist, nach langdauernden Vorarbeiten, zu einem so guten Ergebniß geführt, daß kurz vor dem Tode des Grafen Henckel, im Monate August 1890, auf seine Anordnungen hin mit dem Abteufen des Förderschachtes bei St. Stephan begonnen worden ist.

Dieses neue Unternehmen — des Grafen letzte That für sein geliebtes Lavantthal — ist mit aufrichtiger Freude aufgenommen worden, weil mit der Realisirung desselben die Grundlage für die sichere Entwickelung neuer Industriezweige im Lavantthale geschaffen ist.

Der vorstehenden Darstellung über das Wirken des Grafen Hugo Henckel auf dem Gebiete der Industrie ist zu entnehmen, daß, was der Graf anging, stets mit voller Energie und dem Aufgebote bedeutender Mittel erfaßt und durchgeführt wurde, daß er bei den Werken, die theils durch seine Initiative, theils unter seiner Mitwirkung entstanden, zumeist neue Wege einschlug und dadurch ein Pfadfinder und Führer in guten und bösen Zeiten wurde, dem die Großindustrie Oesterreichs und Preußens zu gleichem Danke verpflichtet ist.

* * *

Es erübrigt nur noch zur Vervollständigung dieser Lebensskizze des Grafen Hugo Henckel auch seiner persönlichen Eigenschaften umsomehr zu gedenken, als derselbe ein Menschenfreund im wahrsten und edelsten Sinne des Wortes war, und dadurch die Sympathien und die Hochachtung aller Gesellschaftskreise erworben hat. Graf

Henckel betrachtete es als eine Pflicht, an dem Genuß der reichen Güter, die ihm geworden, möglichst Viele in allen Formen theilnehmen zu lassen. Von seinen Jugendjahren an bis in seine letzten Tage war in ihm eine ungezügelte Lust, Neues zu schaffen und Arbeit zu spenden. Selbst sich stets mit neuen Ideen und Verbesserungen tragend, war er auch unermüdlich in der Prüfung neuer Erfindungen und Verbesserungen jeder Art, sowie in der Unterstützung neuer Projecte, und zwar nicht allein solcher, aus denen er für sich oder seine Unternehmungen Nutzen zu ziehen vermochte, sondern auch in solchen, die nur der allgemeinen Wohlfahrt zu dienen berufen waren.

Daß dieses Bestreben, dem allgemeinen Nutzen zu dienen, von jedem selbstischen Gedanken frei war, beweist wohl am besten, daß es keinen Reiz für Graf Henckel hatte, im öffentlichen Leben zu glänzen. Dieser Charakterzug hatte zur naturgemäßen Folge, daß er Würden, Titel, Orden, Mandate 2c. nicht anstrebte. Er wurde 1838 preußischer Kämmerer, lehnte aber später die Verleihung von Aemtern und Würden ab. Die Orden, welche er erhalten, sind ihm in Anerkennung seines humanitären Wirkens und seiner Verdienste um die österreichische und preußische Industrie verliehen worden. Graf Henckel besaß das Großkreuz des päpstlichen Gregorius-Ordens, sowie das Großkreuz des österreichischen Franz Joseph-Ordens, ferner den preußischen Kronenorden II. Classe und den preußischen rothen Adlerorden III. Classe mit der Schleife.

Bei wohlthätigen, öffentlichen Unternehmungen, wissenschaftlichen Bestrebungen 2c. stand er stets in erster Reihe, ebenso wenn es galt, mit finanziellen Unterstützungen ein edles Werk zu fördern oder dasselbe lebenskräftig zu erhalten.

Graf Henckel war aber auch ein Cavalier im strengsten und edelsten Sinne des Wortes, denn er hatte das Bewußtsein, daß ihm seine hohe Geburt und seine großen Reichthümer nicht blos Rechte, sondern auch Pflichten auferlegten, und zwar wurden die Rechte schonend ausgeübt und die Pflichten streng erfüllt. Er war freigebig, aber in dem Bewußtsein, daß das Ererbte zu conserviren sei, nie verschwenderisch, ein Feind aller minder anständigen Passionen. Sein einziges Vergnügen war der Renn- und Jagdsport, und daß er sich auch bei Ausübung desselben dem häßlichen Beiwerk, das mit jeder Passion verquickt ist, ferngehalten hat und z. B. als Rennmann niemals gewettet hat, beweist, daß er sich selbst bei seinen Vergnügungen auf einen höheren Standpunkt stellte, als dies gemeinhin Sitte ist.

Charakteristisch hiefür ist der Ausspruch, den Graf Henckel in dieser Richtung einstmals zu dem Dechant von Karlburg, Martin Káráll, that: „Diese meine einzige Passion kostet mich zwar viel Geld, aber ich hoffe zu Gott, daß seine Barmherzigkeit mir gnädig sein wird, weil ich dadurch auch der Menschheit nützlich bin; denn es finden in Folge dieser meiner Passion Viele bei mir einen Erwerb, mithin ihren Lebensunterhalt."

Daß Graf Henckel bei solcher Denkungsweise für das geistige und leibliche Wohl seiner Beamten, Arbeiter und der seiner Gutsherrschaft zugehörigen Dorfbewohner Sorge trug, braucht kaum gesagt zu werden, aber einige Beispiele mögen hier angeführt werden, um zu zeigen, in welchem Umfange er dies that. Bei dem Antritt des Herrschaftsbesitzes in Oberschlesien gab es in den zu diesem gehörigen Ortschaften nur 6 Schulen mit 6 alten, meistens hölzernen Schulhäusern und 7 Lehrern, bei seinem Tode im Jahre 1890 aber 23 Schulhäuser, in denen zusammen 98 Lehrer Unterricht ertheilten. Auch für Neubauten, Vergrößerungen und Verbesserungen von Kirchen, nicht blos für solche, bei welchen er das Patronatsrecht ausübte, hatte er stets eine offene Hand, und die Kirche in Antonienhütte in Oberschlesien hat der Graf z. B. mit einem Kostenaufwand von 80.750 Mark ganz aus eigenen Mitteln erbaut.

Außer dieser Kirche sind innerhalb seines Patronates während seiner Besitzzeit und durch seine opferwillige Unterstützung in Radzionkau, Siemianowitz und Halemba große Kirchen in gothischem Style neu erbaut worden.

Betreffs der für die Wohlfahrt seiner Beamten und Arbeiter gebrachten Opfer seien hier die im Jahre 1890 auf seinem größten Besitz, dem oberschlesischen, gemachten Leistungen angeführt. Graf Henckel verausgabte:

1. Für die Betriebskrankencasse, welche seit dem 1. Januar 1885 besteht . . . . 17.563 Mark,
2. Für die die Galmei- und Kohlengrubenarbeiter umfassende Knappschaft, welche seit 1857 besteht . . 81.375 „
3. Für die die übrigen Arbeiter umfassende Knappschaftscasse, welche seit dem 1. Juli 1858 besteht . 46.074 „
4. Für die Beamtenpensionscasse, welche seit dem 1. Januar 1853 besteht . . . . 51.148 „
5. Für die seit dem 1. October 1885 bestehenden Unfall- und Berufsgenossenschaften. . . . . 38.033 „

Die Alters- und Invaliditätsversicherung besteht erst seit dem 1. Januar 1891, und werden die Beiträge für dieselbe etwa 32.400 Mark pro Jahr betragen.

Auch sonst ist viel zum Wohle der gräflich Hugo Henckel'schen Arbeiter geschehen. So sind i. J. 1890 allein 106.400 Mark Prämien für regelmäßige Arbeit bezahlt, 2600 Mark zu Festen und sonstigen Unterstützungen gespendet, für 11.200 Mark Kartoffeln unentgeltlich geliefert und etwa 900 Morgen Acker zu mäßigen Preisen an Arbeiter verpachtet worden.

Ferner erhalten die Arbeiter in den sehr zahlreichen herrschaftlichen Arbeiterwohnhäusern — im Jahre 1890 sind allein 314.000 Mark für den Bau solcher Arbeiterwohnhäuser ausgegeben — zu äußerst niedrigen Miethspreisen eine gesunde und ausreichende Wohnung. Ueberhaupt hat der Graf für die Seßhaftmachung der Arbeiter viel gethan, indem er seit Jahrzehnten nicht nur Bauplätze zu mäßigen Preisen abgegeben, sondern auch Darlehen und Baumaterialien gegen ratenweise Abzahlung gewährt hat. So sind in den letzten Jahren 154 Bauplätze für einen jährlichen Grundzins von nur 1 Mark pro Ar abgetreten und in dem Jahre 1890 allein in Höhe von 86.800 Mark Darlehen und Baumaterialien bewilligt, und sind auf diese Weise große Colonien, besonders in der Gegend von Antonienhütte und Radzionkau, entstanden. Endlich sind in den für die gräflich Hugo Henckel'schen Werke hauptsächlich in Betracht kommenden Colonien Antonienhütte und Roitza bei Radzionkau Wasserleitung und Badeanstalten, sowie besondere Schlafhäuser eingerichtet, in denen die Arbeiter auch beköstigt werden.

Die Tugenden, welche Graf Henckel besaß, gestalteten auch sein Familienleben zu einem nachahmungswürdigen Muster. Er hatte sich am 1. August 1830 vermählt mit Laura, geb. Gräfin von Hardenberg, geboren am 8. September 1812 und gestorben am 24. December 1857. Die aus dieser Ehe entsprossenen Söhne Hugo, Lazy und Arthur sind die gemeinsamen Erben des väterlichen Besitzes, der in einheitlicher Verwaltung geblieben ist. Graf Hugo, Ehrenritter des souveränen Malteserordens und königl. preuß. Lieutenant a. D. und Lazy, welcher als österreichischer Officier den Feldzug 1859 mitmachte und Ehrenritter des souveränen Malteserordens ist, haben ihren Wohnsitz in Oberschlesien genommen, während Graf Arthur, ebenfalls Ehrenritter des souveränen Malteserordens und k. k. Kämmerer, österreichischer Staatsbürger geworden ist und auf den österreichischen Besitzungen seinen

Wohnsitz genommen hat. Die einzige Tochter des Grafen, Laura, vermählte sich am 31. Juli 1855 zu Wien mit dem 1855 verstorbenen Grafen Hippolyt Renard und am 7. Januar 1857 zu Breslau mit dem im Jahre 1878 verstorbenen Grafen Arthur Saurma-Jeltsch. Der älteste Sohn Graf Hugo vermählte sich am 15. Mai 1856 auf Polnisch-Krawarn mit Wanda, geb. Gräfin v. Gaschin, Graf Lazy am 4. August 1858 auf Berghof in Schlesien mit Marie, geb. Gräfin v. Schweinitz und Crain, und Graf Arthur am 27. November 1860 zu Breslau mit Eleonore, geb. Gräfin Schaffgotsch, gestorben 1891.

Graf Hugo Henckel vermählte sich zum zweiten Mal am 8. Januar 1859 zu Wien mit Laura, geborene v. Kászonyi auf Schloß Karlburg in Ungarn und fand in dieser Ehe, gleich wie in seiner ersten Ehe sein Glück. Nur im Kreise seiner Familie fühlte der Graf wirkliches Wohlbehagen, und so kamen bei besonderen Gelegenheiten seine vier Kinder, sowie zahlreiche Enkel und Enkelinnen aus weiter Ferne, aber auch sonst schaarten sich dieselben gerne um den Vater und Großvater, um ihm Freude zu bereiten. Die Anhänglichkeit und Hingebung für seine würdige und hochherzige Gattin machten es ihm unmöglich, sich auch nur auf einige Tage von ihr zu trennen, es war ihm Bedürfniß, stets bei ihr zu sein, um ihre Wünsche zu erlauschen und durch Erfüllung derselben sie glücklich zu machen. Dafür war dem Grafen aber auch andererseits seine Gattin im weitesten Sinne des Wortes eine treue Lebensgefährtin, die an seinen Schöpfungen und Arbeiten nicht allein das lebhafteste Interesse nahm, sondern auch mit ihrer reichen Erfindungsgabe und ausgezeichnetem Geschmack einen großen Einfluß auf die Gestaltung derselben genommen, und deren liebende Fürsorge den Grafen mit einem Comfort umgab, worin den Schlössern Karlburg und Wolfsberg nur wenige gleich kommen werden. Aber gleichwie in seinem Familienkreise, so übte Graf Hugo Henckel auch durch seine stets heitere Miene und ruhige Fröhlichkeit den wohlthätigsten Einfluß auf das Gemüth Aller aus, die das Glück hatten, mit ihm zu verkehren. In seiner Nähe schwand die Traurigkeit, man vergaß Sorge und Kummer und lebte neu auf. Dies gewann ihm die Herzen Aller und man kann füglich sagen, Graf Hugo Henckel hatte keinen Feind, darum hieß es auch allgemein bei seinem Tode: Der „gute" Graf ist gestorben! —

Bis zu seinem achtzigsten Lebensjahre hatte sich Graf Henckel seine geistige Frische und seine riesenmäßige Kraft bewahrt; als 32jähriger Mann trug er z. B. im Schlosse zu Siemianowitz

fünf Cavallerieofficiere auf einmal die Treppe hinauf und im hohen Alter war er noch im Stande, 100 Kilo mit einem Finger vom Boden auf den Tisch emporzuheben. Auch als Waidmann hat er bis zum Jahre 1890 durch seine Rüstigkeit beim Gehen, seine Gleichgültigkeit gegen weite und dabei oft recht schlechte Wege, seine Unermüdlichkeit und Ausdauer beim Ertragen von Beschwerden und seine Unempfindlichkeit gegen Kälte Bewunderung erregt.

Im Jahre 1890 weilte er bis zum 3. September auf dem Schloß Rohrfels auf der Koralpe, ohne auf den geliebten Höhen Erleichterung zu finden. Am 7. September erschien er zum letzten Male auf der Schießstätte von Wolfsberg und betheiligte sich noch activ am Scheibenschießen. Am 8. September reiste er nach Wien, um sich mit den medicinischen Capacitäten zu berathen, die aber keine Hülfe zu bringen vermochten und am 4. October schloß der Graf für immer das Auge.

Am 8. October 1890 wurde Graf Hugo Henckel in dem von ihm auf einem das ganze Lavantthal beherrschenden Bergvorsprung, dem hochragenden Schloß Wolfsberg gegenüber erbauten Mausoleum beigesetzt. Dasselbe ist nach den Entwürfen des großen Architekten Stüler im italienisch-romanischen Styl gehalten und mit einem von dem berühmten Bildhauer Kiß geschmückten Sarkophag seiner ersten Gemahlin geschmückt.

Wie ein kleines Eden steht der Prachtbau in einem Kranze hochragender, ernster Fichten, deren schlummermüdes Rauschen den Besucher gar eigenartig anmuthet und in ihm im Verein mit der Wirkung der herrlichen Stylformen des Baues jene ungekünstelte Andacht erweckt, welche uns überall da umweht, wo sich architektonische Schönheit mit dem Andenken an einen guten, edlen Menschen vereinen.

Die Geschichte des Weinbaues und Weinhandels in Oesterreich und Ungarn.

Nach den Quellen dargestellt von Georg Deutsch.

Wenn wir unsere Darstellung mit Niederösterreich beginnen, so finden wir daselbst den Weinbau schon von den Kelten eingeführt. Als die Römer hierher vorgedrungen waren, befaßten sie sich an der Donau, und namentlich um die alte Vindobona herum, mit der Cultur der Rebe, allein die Pflanzungen wurden von der Fluth der Völkerwanderung weggespült und erst im 9. und 10. Jahrhundert wieder erneuert. Von hier aus verbreitete sich dann der Weinbau in die nördlichen Gegenden Deutschlands, wo er jedoch nur auf äußerst günstig gelegenen Gebirgslehnen heimisch wurde. Es war dies übrigens auch in Oesterreich der Fall, auch hier fanden sich die Weinberge von jeher nur auf den gut gelegenen Höhen. Das erlauchte Haus der Babenberger hatte die Mission übernommen, aus den von fremden Barbarenhorden verwüsteten Gegenden wieder blühende Fluren zu schaffen; sie bedienten sich zu diesem Zwecke einer combinirten Reihe von Maßregeln, schenkten Ländereien an die Klöster, vermehrten die Bevölkerung durch die Berufung fremder Ansiedler, verbreiteten Civilisation durch den Clerus und schufen einen kraftvollen Schutz des Eigenthums gegen jeden feindlichen Angriff. Auch der Weinbau erfreute sich ihrer kräftigen Fürsorge. Was ihre Schenkungen von Weingärten an geistliche Corporationen betrifft, so mögen zur Vermeidung ermüdender Weitläufigkeit nur einige derselben hervorgehoben werden; 1141 spendete Herzog Leopold V. dem Stifte Heiligenkreuz mehrere Weingärten; 1156 vermehrte Herzog Heinrich Jasomirgott die Dotation der Abtei Maria Zell mit einem

Weingarten; 1200 schenkte Leopold VII. dem von ihm gegründeten Hospital zu Passau das Bergrecht und Weingärten zu Frechau; 1220 restituirte Heinrich von Medling der Kirche zu Traiskirchen den irrigerweise sich zugeeigneten Weinzehent von Schönau. Der Weinhandel wurde durch die Ertheilung von Privilegien zu heben gesucht; im Jahre 1231 ertheilte Herzog Friedrich der Streitbare dem Stifte Klosterneuburg das Privilegium, jährlich fünfzehn Fuder Wein in Enns auszuschänken, den übrigen Vorrath aber in Fässern zu verkaufen, und 1239 verlieh er Wiener-Neustadt den ganz zollfreien Handel mit Wein in allen österreichischen Provinzen. Die niederösterreichischen Weine erfreuten sich schon damals eines sehr vortheilhaften Rufes, beispielsweise war das Grinzinger Gewächs schon im Jahre 1156 auch außerhalb des Landes berühmt. Der Weinbau litt aber gerade unter den Babenbergern einige Male durch die Fluthen der Donau, welche das Land verheerten; unter Leopold dem Heiligen 1118 und 1126, Heinrich Jasomirgott 1172, Leopold dem Tugendhaften und Leopold dem Glorreichen 1173, 1195, 1210. Wer könnte alle die Ortschaften nennen, welche in den Fluthen des Stromes ihr Grab gefunden haben, die Werder, Schütten, Wachraine (Wagrame), welche dadurch entstanden; die vielen Orte mit Gewißheit andeuten, welche jetzt ziemlich tief im Lande sind, einst aber dicht am Ufer gelegen waren.

Als nach dem Aussterben der Babenberger die Habsburger die Regierung des Landes übernommen hatten, wendeten auch diese trotz der sich so oft wiederholenden äußeren und inneren Verwickelungen ihre Sorgfalt der Förderung des Weinbaues und des Weinhandels zu. Was den Weinbau betrifft, so erflossen im 14. Jahrhundert mehrere Verordnungen. Im Jahre 1352 wurde der Taglohn für die Weingartenarbeit taxirt; 1353 erfloß das Verbot der Verpachtung der Weingärten; 1364 wurde angeordnet, daß der Zehent vom Maisch erst in Wien genommen werden dürfe und daselbst auch das Bergrecht zu entrichten sei.

Die Bestimmungen über den Handel mit Wein und den Ausschank des Getränkes waren in diesem Zeitraum viel zahlreicher und mannigfaltiger. Hinsichtlich des Weinhandels kommen Begünstigungen von Corporationen und Städten vor; 1328 erhielt das Stift Heiligenkreuz die Bestätigung, seine Weine nach Wien, Bruck, Marchegg und Wiener-Neustadt frei verführen zu dürfen, und 1342 wurde den Wiener-Neustädtern erlaubt, ihre Weine auch jenseits des Semmering zu führen. Die Einfuhr fremder Weine wurde verboten; 1340 untersagte

Herzog Albrecht II., ungarische und italienische Weine in den Burgfrieden der Stadt Wien einzuführen, nahm aber alle Ehrbaren, welche des Vorzuges werth waren, von dem Verbote aus; 1364 befahl Rudolf IV., namentlich auf fremde reisende Kaufleute aufmerksam zu sein, daß sie bei ihrem Durchzuge in den österreichischen Provinzen keine ausländischen Weine ablegen und verkaufen können; 1369 erneuerte Albrecht III. das von seinem Vater Albrecht dem Lahmen erlassene Verbot der Einfuhr nicht nur der ausländischen, sondern der auswärtigen Weine überhaupt, nach Wien, deren Eigenthümer überhaupt keine Wiener waren. Traf man solchen Wein innerhalb des Burgfriedens der Stadt an, so befahl das Gesetz, denselben ausrinnen zu lassen oder an ein Spital abzugeben. Herzog Albrecht III. schaffte auch den Unfug der Weinkoster in Wien ab; sie waren städtische Beamte, von denen so viel sicher ist, daß sich Auswärtige beim Weinhandel mit Bürgern derselben bedienten oder vielmehr bedienen mußten, theils um zu erfahren, wo sich ein verkäuflicher Wein von der gewünschten Eigenschaft befinde, theils auch, um einen gesetzlichen Zeugen für den geschlossenen Kauf zu haben, wie es das damalige Gesetz vorschrieb; den Weinkostern gebührte von dem abgeschlossenen Weinkaufe eine bestimmte Taxe; durch Mißbrauch war es in Wien Sitte geworden, daß sich die Weinkoster als unentbehrliche Unterhändler aufdrängten und eine Abgabe forderten, wenn Weinmost in der Stadt verkauft wurde; ob die Weinkoster nicht vielleicht über die Weinfälschung zu wachen hatten, sagt die Urkunde nicht. Albrecht stellte die bisher genommenen Abgaben für das Most- und Weinkosten ab. Der Handel mit Wein war in Niederösterreich schon im Jahre 1327 bedeutend, besondere Handelsplätze waren Stockerau, Hainburg, Bruck an der Leitha, Wiener-Neustadt; in Wien hatten die Bürger das Monopol des Weinhandels im ganzen Stadtbezirke, nur war es seit uralten Zeiten eine gesetzliche Gewohnheit, daß es von Michaelis bis Martini allen Weinhändlern und Weinbauern frei stand, Weine nach Wien zu bringen, und sie hier auf dem Platze am Hof in Fässern oder auch in kleinen Maßen zu verkaufen, nach Martini war aber allen Auswärtigen, welche nicht zur Bürgergemeinde gehörten, streng verboten, Wein in die Stadt zu führen, nicht einmal eine Niederlage, ein bleibender Vorrath in Kellern wurde von ihnen innerhalb des Stadtbezirkes geduldet; die Bedeutung des Weinhandels dauerte auch noch später fort. Im Jahre 1368 gingen österreichische Weine nach Mähren, Böhmen und Polen, Getreide war die Rückfracht. Hinsichtlich des Aus-

schankes von Wein verfügte Albrecht der Lahme im Jahre 1340, daß kein Gastwirth in Wien zugleich Kaufmann sein solle; 1370 gestattete Albrecht III. den Wienern, eine Taverne zu errichten, in welcher alle Gattungen ausländischer Weine verkauft werden durften, jedoch blieb die Einfuhr solcher Weine, wie früher, verboten; 1372 wurde der Weinschank und das Leutgeben Jedermann erlaubt, jedoch nur nach dem Wiener Maße.

Im 15. Jahrhundert trat eine Beschränkung des Weinbaues ein, Herzog Albrecht V. verbot im Jahre 1417 die Anlage neuer Weingärten im ganzen Lande, weil die Rebencultur zum Nachtheile des Getreidebaues zu sehr ausgedehnt war. Das Verbot der Einfuhr auswärtiger Weine blieb aufrecht erhalten; 1453 wurden ungarische Weine als Contrebande erklärt. Im Jahre 1421 kommt bereits eine Besteuerung der Weingärten vor, welche der Adel dem Herzoge Albrecht V. bewilligt hatte, und 1468 verordnete Kaiser Friedrich III., daß die Geistlichen zu Krems und Stein von ihren Weingärten die städtischen Abgaben zu entrichten haben. Die Wiener Weinkeller werden um das Jahr 1450 von dem berühmten Anneas Sylvius Piccolomini, dem Hofkanzler Friedrich III., welcher acht Jahre später unter dem Namen Pius II. den päpstlichen Stuhl bestieg, als so tief und weitläufig geschildert, daß man gewöhnlich sagte, sie bilden ein unterirdisches Wien, das demjenigen, welches auf der Oberfläche stehe, in der Größe nichts nachgebe. Die Weinlese der Wiener dauerte bis vierzig Tage, in mittleren Jahren wurden täglich dreihundert Fuder Wein drei bis vier Mal eingeführt, und man behauptete, daß in der Lesezeit zwölfhundert Pferde mit dieser Arbeit beschäftigt seien. Ueberdieß war es erlaubt, bis Martini den Wein aus den nächsten Ortschaften in die Stadt zu bringen, und es wird als unbeschreiblich bezeichnet, wie viel Wein in Wien eingeführt wurde, damit er hier consumirt, oder die Donau aufwärts, mit großer Mühe in fremde Länder verführt werde. Von dem Weine, welcher in Wien einzeln und im Kleinen ausgeschänkt wurde, fiel der zehnte Pfenning dem Landesherrn zu, und die Kammer bezog von dieser Abgabe ein jährliches Einkommen von 12.000 Goldstücken. Die meisten Bürger in Wien hielten öffentliche Schankhäuser, warme Stuben und gute Küche; um die Gäste heranzuziehen, luden sie tüchtige Trinker und liederliche Dirnen ein, denen sie umsonst warme Speisen verabreichten, damit diese besser zechen konnten, sie suchten sich jedoch für diese Auslage durch ein kleineres Maß des Getränkes schadlos zu halten.

Das 16. Jahrhundert bietet keine besonders bemerkenswerthen Daten für die Geschichte des Weinbaues und Weinhandels. Im Jahre 1539 wurde alle Weineinfuhr aus Mähren und Böhmen nach Oesterreich verboten; 1545 nach den Bestimmungen der Zehentordnung die Abfuhr des Weinzehents in Maisch angeordnet; 1570 der Wein- und Bierschank in den Pfarrhöfen verboten; 1595 verfügt, daß nur diejenigen Gründe, welche nicht mit dem Pflug bearbeitet werden können, für den Weinbau zu verwenden seien.

Im 17. Jahrhundert fügten der dreißigjährige Krieg und die türkische Invasion dem Weinbau sehr empfindliche Nachtheile zu, als aber diese Calamitäten überwunden waren, blühte auch der Weinbau von Neuem auf, und die Regierung gewann wieder Zeit, diesem wichtigen Zweige der Landwirthschaft ihr Augenmerk zuzuwenden. In Wien erfloß die Verordnung, es dürfe kein Bürger Wein schänken, welcher nicht ausweisen konnte, daß er wenigstens ein Viertel Weingarten in der Umgebung auf eigene Kosten bearbeite. Trotz der unruhigen Verhältnisse war der Wein einer der vorzüglichsten Handelsartikel, welche man aus Oesterreich exportirte, er wurde nicht nur nach Bayern, Mähren und Böhmen, sondern sogar auch nach Ungarn verführt. Was die Einfuhr fremder Weine betrifft, so wurde im Jahre 1602 von Rudolf II. die Ein- und Zufuhr des Weines aus anderen Provinzen und aus dem Auslande erlaubt, um der Theuerung und den hohen Preisen dieses Getränkes zu steuern, dagegen verbot Ferdinand III. im Jahre 1649 den Import ungarischer Weine.

In der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts wurden dem Weinbau wieder Beschränkungen auferlegt, und in den Jahren 1750 und 1754 erflossen Verordnungen, daß nur diejenigen Gründe, welche man nicht mit dem Pfluge bearbeiten könne, dem Weinbau gewidmet werden sollen. Überdieß waren die Einfälle der ungarischen Rebellen und der Erbfolgekrieg diesem Culturzweige nicht sonderlich fördernd. In der zweiten Hälfte des Jahrhunderts hob sich die Rebencultur wieder, im Jahre 1789 war derselben ein Flächenraum von 78.661 Joch gewidmet, und die von Joseph II. ausgegangenen Anordnungen und Erleichterungen waren auch diesem Zweige der Landwirthschaft zum Nutzen. Ein besonders wichtiger Absatzplatz für die niederösterreichischen Weine war Wien mit seinem besonders starken Consum, obwohl der zunehmende Bierverbrauch den Genuß des Weines zuweilen verminderte. In der Stadt zählte man im Jahre 1770 zwar nur 45 Wirthshäuser, aber es kamen die Keller dazu, in welchen Wein geschänkt

wurde; die Zahl der Wirthshäuser in den Vorstädten läßt sich aus den gleichzeitigen Quellen nicht genau entnehmen, weil es Gründe gab, wo jedes Haus die Schankgerechtigkeit hatte.

Der Beginn des gegenwärtigen Jahrhunderts ließ sich für den Weinbau nicht gut an, weil die französischen Invasionen manche Verwüstung mit sich brachten, und die häufigen Assentirungen für die österreichische Armee einen Mangel an Arbeitskräften hervorrufen mußten. Als aber der Friede wieder hergestellt war, trat auch für die Rebencultur wieder die Zeit des Fortschrittes ein. Allerdings waren auch in den ersten Friedensjahren nicht geringe Schwierigkeiten zu überwinden, denn in dem Zeitraume von 1813 bis 1823 folgte eine ungewöhnliche Zahl von Fehl- nnd Mißjahren aufeinander, welche die Winzer entmuthigten, und die Umwandlung nicht weniger Weingärten in Aecker im Gefolge hatten. Trotz dieser Hemmnisse wurde der Weinbau selbst von einzelnen Dominien, deren Lage diesen Culturzweig begünstigte, im ausgedehnten Maßstabe betrieben, wie sich schon aus dem Umfange des demselben gewidmeten Bodens entnehmen läßt. Im Jahre 1817 nahmen die Weingärten des Stiftes Klosterneuburg allein 3336 Joch ein, die Stadt Klosterneuburg benutzte mehr Land zu Weingärten, als ihr ganzer übriger fruchtbringender Boden betrug; das Stift St. Peter in Salzburg hatte auf seiner Herrschaft Dornbach 167 Joch Weingärten, während der Ackerbau nur 66 Joch und die Wiesen 191 Joch einnahmen; die Weingärten um Perchtholdsdorf dehnten sich über 586 Joch, die um Mödling über 322 Joch, die um Gumpoldskirchen über 433 Joch, und selbst die der Stadt Hainburg, trotz ihrer für den Weinbau minder günstigen Lage, über 169 Joch aus. Eine sehr zweckmäßige Einrichtung waren die Rebschulen, welche seit dem Jahre 1817 angelegt wurden; in diesem Jahre hatte Franz Ritter von Heintl, eine um die österreichische Landwirthschaft hochverdiente Persönlichkeit, in einer gedruckten Einladung an die Weinpflanzer sämmtlicher Erblande den Gedanken ausgesprochen, eine Rebschule wenigstens für die in der Monarchie vorkommenden Rebsorten anzulegen, die Mittheilung fand jedoch in den betheiligten Kreisen zu wenig Aufmerksamkeit, um verwirklicht werden zu können; dagegen begann Hofrath von Görög zwei Jahre später eine solche Rebschule bei Grinzing in Wien anzulegen, die bald eine Vollkommenheit erreicht hatte, welche er selbst nicht geahnt haben mochte, jedoch infolge seines im Monate August des Jahres 1833 stattgefundenen Ablebens für immer aufgehört hatte. In den Dreißigerjahren wurde im nördlichen

und westlichen Theile des Reiches unter dem Manhartsberge ein starker Handel mit Wein getrieben, hauptsächlich nach Wien; es gab nicht nur Weinhändler, welche die Fechsung einzelner Händler zusammenkauften und in ihren Kellern zur weiteren Versendung aufbewahrten, sondern auch Weinhändler und Wirthe aus Wien kamen zahlreich hierher, um ihre Einkäufe zu machen, und überdieß führten auch Weinbauern selbst ihre Erzeugnisse nach Wien, und manche derselben ernährten sich größtentheils vom Weinhandel.

In der zweiten Hälfte des Jahrhunderts trat eine Verminderung der mit Weinreben bepflanzten Bodenfläche ein, weil einerseits der für den Weinbau minder geeignete Grund zu anderen Culturen verwendet wurde, andererseits aber die unverhältnißmäßige Höhe der Grundsteuer für das Weinland, die ebenfalls hoch bemessene Verzehrungssteuer für den Wein und die vexatorische Art der Einhebung derselben, auch geeigneten Boden dem Weinbau entzogen. Es befinden sich namentlich die kleinen Weinbauern in keiner beneidenswerthen Lage; in diesen Kreisen hat sich die Zahl der Pfändungen und executiven Feilbietungen sehr vermehrt. Für den rationellen Unterricht im Weinbau und der Obstcultur wird sehr eifrig gesorgt; eine der ersten Anstalten dieser Art war die Obst- und Weinbauschule in Klosterneuburg, deren Leitung der bekannte Baron Babo übernahm, und die durch die Rebschule und Versuchsstation auch außerhalb Oesterreichs bald den vortheilhaftesten Ruf erlangte.

In Oberösterreich war der Weinbau seit dem 8. Jahrhundert von Aschach angefangen im ganzen Donauthale abwärts bis Niederösterreich verbreitet; 1071 erwähnt der Passauer Bischof Altmann der Weingärten im Dorfe St. Florian und 1111 schenkt der Passauer Bischof Udalrich den Weinzehent in den Pfarren Linz und Tabirsheim dem Kloster St. Florian. Im 13. und 14. Jahrhundert wird der Weinzehent in der halben Gegend von Aschach oberhalb Eferding noch häufig erwähnt. Im 14. Jahrhundert kommen auch verschiedene Verordnungen bezüglich des Weinhandels vor; 1338 wurde dem Salzamtmann in Gmunden, den Schreibern und Hofschreibern aller Handel mit Wein verboten; 1368 ertheilte Herzog Albrecht III. den Bürgern von Enns das Recht, italienische Weine einzuführen; 1390 wurde in Linz den Bürgern nur dann, wenn sie Hauseigenthümer waren, der Handel mit Salz und Wein gestattet.

Im 15. Jahrhundert fand der Weinbau einen mächtigen Gönner an Friedrich III., dieser Fürst war für denselben so eingenommen, daß

er allen Denjenigen, welche Weingärten in der Gegend von Linz anlegen würden, große Begünstigungen zusicherte, er ging sogar so weit, im Jahre 1440 in den Weinländern das Brauen und den Ausschank des Bieres gänzlich zu verbieten, nur den Hausherren und ihrem Gesinde blieb es erlaubt, Bier in ihren eigenen Häusern zu trinken. Trotz aller dieser Maßregeln wurden aber die Weingärten im Traun- und Hausruckviertel in Aecker umgewandelt, was schon früher im unteren Mühlviertel geschah. In diesem Jahrhundert erfloß auch eine ganze Reihe von Verordnungen, welche den Weinschank in einzelnen Orten gestatteten, in anderen dagegen untersagten. Was die Erlaubniß zum Weinschank betrifft, so verfügte Albrecht V. im Jahre 1438, daß die Handwerker in Linz während der Jahrmärkte selbst Wein in ihren eigenen Häusern ausschänken oder dies von anderen Hauseigenthümern besorgen lassen durften, nur mußte dieser Wein nicht von auswärtigen, sondern von den Bürgern in Linz erkauft werden; 1491 erlaubte Friedrich III. den Handwerkern in Linz, wenn sie Bürger waren, Wein vom Zapfen zu schänken; 1498 gestattete Maximilian I., daß die Handwerker in Linz während der Jahrmärkte, der Anwesenheit des Landesfürsten und alljährlich vom Weihnachtstage an bis zum ersten Sonntage in der Fastenzeit gleich anderen Bürgern den Weinschank ausüben, und von dem Zwange befreit sein sollten, den Wein, welchen sie ausschänkten, nur von einem dortigen Bürger kaufen zu müssen, jedoch war der Genuß dieser Freiheiten von dem Besitze eines Hauses in Linz abhängig gemacht. Hinsichtlich des Verbotes des Weinschankes ist zu bemerken, daß Albrecht V. im Jahre 1413 allen unbehausten Inwohnern und allen Handwerkern überhaupt in Enns untersagte, Wein zu kaufen, auszuschänken oder auf eine andere Weise in den Verkehr zu bringen; 1465 verbot Friedrich III. den Bürgern in Wels, Wein auszuschänken oder in Fässern zu verkaufen; 1471 untersagte derselbe allen Inwohnern in Steyr den Weinschank, dieses Verbot erregte aber bei der zahlreichen ärmeren Classe der Bürgerschaft eine solche Unzufriedenheit, daß schon ein Jahr später allen Bürgern und Inwohnern, welche ein Vermögen von vier und zwanzig Pfund Pfennigen aufweisen konnten, erlaubt wurde, Wein zu schänken. Auch die Einführung einer Abgabe vom Wein kommt vor, im Jahre 1485 verlieh Friedrich III. den Linzern das Recht, zum Bau und zur Herstellung ihrer Stadt 30 Pfennige von einem Dreiling Wein zu erheben.

Im 16. Jahrhundert trifft man wieder verschiedene Verfügungen bezüglich des Weinhandels und Weinschankes an. In der Stadt-

ordnung für Enns vom 10. December 1518 verfügte Maximilian I.: Bürger, welche kein Handwerk betreiben, können das ganze Jahr hindurch mit Wein und Bier handeln, diese Getränke ausschänken und in Fässern kaufen und verkaufen; Handwerker sollen nur vierzehn Tage nach Ostern mit Wein handeln und denselben ausschänken dürfen; die Zeit, wann sie ihn kaufen, nach Enns bringen, und bis zum Termin des erlaubten Verkaufens und Ausschänkens aufbewahren wollten, wurde ihnen freigestellt, nur mußten sie einen jeden ankommenden Transport dem Umgeldsbeamten und dem Stadtrichter ansagen, und ersterer noch einen Rathsbürger als Zeugen mit sich nehmen, damit die Zahl der Eimer unparteiisch aufgeschrieben werden konnte; kam die Zeit des Handels und Ausschänkens für die Handwerker heran, so war es Pflicht dieser drei Commissäre, genau zu untersuchen, ob die Handwerker von ihren Lagerweinen nicht vielleicht zu verbotener Zeit etwas verkauft und dadurch dem kaiserlichen Zoll einen Abbruch gethan hatten; kauften die Handwerker ein Märzenbier, um dasselbe auszuschänken, so mußte das nämliche beobachtet werden, wie bei dem Wein; der Wein, welcher zum Ausfüllen verloren ging, mußte von der ganzen Summe abgerechnet werden; 1530 fügte Ferdinand I. zu den früher erflossenen Bestimmungen für die Handwerker hinzu: Wir erlauben ihnen aber auch für andere Zeiten des Jahres, so oft ihnen dies gut thut und vortheilhaft erscheint, Wein und Bier im Aus- und Inlande zu kaufen, in ihre Häuser zu bringen, und bis zur bestimmten Zeit des Ausschankes liegen zu lassen; Handwerker, welche eigene Weingärten besitzen, können ihren Bauwein gleich nach der Lesezeit oder nach ihrem Belieben zu einer anderen gelegenen Zeit in ihre Häuser nach Linz bringen, jedoch darf die Mauth für keinen Fall hinterlistig umgangen werden, wer sich dieses Vergehens schuldig macht, wird lebenslänglich der hier verliehenen Gnade verlustig und verfällt noch überdies in eine besondere Strafe; 1531 wurde dem Adel der Weinschank ohne Entrichtung des Umgeldes verboten, ein Beweis, daß sich der Adel schon damals der indirecten Besteuerung nicht mehr entziehen konnte. Die Stadt Linz besaß im Jahre 1564 das Stapelrecht für den Wein, welcher nach Salzburg und Berchtesgaden verführt wurde.

Im 17. Jahrhundert wurde das Verbot, oder doch die Beschränkung des Bierbrauens im Interesse der Rebencultur wiederholt. Im Jahre 1646 war den Handwerkern in Enns der Weinschank untersagt, Kaiser Leopold I. modificirte jedoch im Jahre 1670 dieses Verbot dahin, daß denselben der Weinschank zur Jahrmarktszeit gestattet wurde.

Schon im 18. Jahrhundert war der Weinbau in Oberösterreich tief gesunken, während der Ertrag in früherer Zeit mehrere tausend Eimer erreicht haben soll; dieses Herabgehen des Culturzweiges war durch die Ausstockung der meisten Weingärten veranlaßt.

In der ersten Hälfte des gegenwärtigen Jahrhunderts war die Rebencultur völlig unbedeutend geworden, es waren derselben im ganzen Lande nicht mehr als 83 Joch gewidmet, deren jährliches Erzeugniß auf 685 Eimer veranschlagt wurde. Die Ausstockung der Weingärten nahm ihren weiteren Fortgang, und im Mühlkreise war seit dem Jahre 1817 die Rebencultur ganz aufgegeben worden. In der Jetztzeit ist die Fechsung von Wein wenig erheblich und das Product in der Regel sauer und geistesarm, bessere Trauben zieht man an Hecken.

Die Steiermark hatte schon den Weinbau, als die Kelten das Land bewohnten, unter der Herrschaft der Römer gewann er noch mehr Verbreitung.

Die Vervollkommnung des Weinbaues in dieser Provinz beginnt in der ersten Hälfte des jetzigen Jahrhunderts; auf die Verbesserung der Qualität der Weine übten die von der steierischen Landwirthschaftsgesellschaft errichtete Central-Rebenschule in Graz und mehrere Musterweingärten unstreitig einen fördernden Einfluß. In der Einführung neuer Rebensorten vom Rhein zeichneten sich namentlich Erzherzog Johann und Baron Mandl aus, die Landwirthschafts-Gesellschaft war fortwährend bemüht, durch die Vertheilung von bewurzelten Rebensetzlingen auf die Veredelung der angebauten Rebensorten hinzuwirken. Im Ganzen waren dem Weinbau in der unteren Steiermark, in welcher er allein heimisch ist, 52.000 Joch Landes gewidmet, und der jährliche Ertrag auf 244.135 Eimer gute und 347.986 Eimer geringe Weine angegeben, der Pickerner Champagner, von Pickern in der Pfarre Lembach, im Marburger Kreise, wurde einige Zeit stark verführt.

In Folge dieser Bemühungen hörten nach und nach die früher häufig gewesenen Klagen über spärliche Düngung, mangelhaftes Vorgehen bei der Auswahl des Bodens und der Rebensorten, Mangel einer richtigen Sortirung der Trauben, zu seicht angelegte Keller und das irrationelle Verfahren bei der Weinbereitung auf. Auch dem Unwesen der sogenannten Weinzierler wurde einigermaßen gesteuert, welche den Weinbau nach der herkömmlichen Weise betrieben, die Weingärten zur Futtergewinnung benutzten und die Einführung von Verbesserungen wesentlich erschwerten.

Was die gefürstete Grafschaft Tirol betrifft, so wurde der Weinbau von den Kelten anfangs nur in Südtirol (Rhätien) betrieben, später dürften sie denselben im heutigen Niederösterreich eingeführt haben. Plinius erwähnt im Jahre 166 vor Christi Geburt ausdrücklich der keltischen Rebencultur und der Verfälschung des Weines mit dem Nardum gallicum. Im Jahre 12 nach Christi Geburt wird der Weinbau in der Gegend von Auer erwähnt, allein mit dem Sinken der römischen Größe ging auch der Wohlstand des Landes unter, es war durch ein Jahrhundert der Tummelplatz von Barbarenhorden, der nördliche Theil des Landes wurde in eine Wildniß verwandelt, in welcher nur Spuren von Denkmälern an die Römerzeit mahnten. Mit der Consolidirung der Zustände kam auch der Weinbau wieder zu neuem Gedeihen, und um die Entwickelung desselben zu schützen, wurden zu verschiedenen Zeiten Verbote der Einfuhr des Weines aus anderen Ländern erlassen; schon die Landesordnung des Herzogs Leopold für Tirol vom Jahre 1404 untersagte den Import fremder Weine.

Der Weinbau konnte in Anbetracht der klimatischen Verhältnisse nur im südlichen Tirol heimisch werden, und die Anpflanzung der Reben ließ ganz richtig beurtheilen, woher dieselben gekommen waren.

Noch im Anfang dieses Jahrhunderts fehlte es in Tirol an den Aufmunterungsmitteln, welche andere Provinzen der Monarchie hatten, desungeachtet gehörte der Weinbau zu den wichtigsten Producten des Landes und wurde im ganzen südlichen Theile desselben betrieben. Die 55.230 Joch gaben einen jährlichen Ertrag von 511.700 Eimer Wein, 320.100 Eimer rothen und 191.600 Eimer weißen Wein. Der Wein wurde hier besser behandelt als im benachbarten Italien, jedoch hatte die Weinbereitung das Eigene, daß nicht der ausgepreßte Most, sondern die Trauben, wie sie aus dem Weingarten kamen, mit Stielen und Hülsen der Gährung überlassen blieben. Dadurch wurde der Wein zwar schon im ersten Jahre trinkbar, ließ sich aber nicht lange halten und mußte bald consumirt werden.

Krain betrieb ebenfalls schon frühzeitig den Weinbau, jedoch litt die Entwickelung dieses Culturzweiges durch die häufigen Einfälle der Türken.

In der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts wurden mehrere Versuche mit der Veredelung und besseren Behandlung der Weine gemacht, namentlich über Veranlassung der Landwirthschaftsgesellschaft, welche auch für die Verbreitung und Veredelung des Obstbaues eifrigst wirkte. Auf den 19.310 Joch Weinland gediehen manche rothe und weiße

Weine, welche sich durch Geist ausgezeichneten; mehrere Weinsorten waren unter dem Namen der Mark- oder Marchweine bekannt und wurden gewöhnlich schon im ersten und zweiten Jahre trinkbar. Innerkrain hatte die besten Weine, eine Sorte pflegte man den Kindermacher zu nennen.

In der zweiten Hälfte des Jahrhunderts wurde noch darüber geklagt, daß nicht immer der geeignete Boden für die Anpflanzung der Reben gewählt, die Sortirung der Trauben nicht in der gehörigen Weise vorgenommen werde, und eine rationelle Kellerwirthschaft zu den Ausnahmen zähle. Gelegentlich der Wiener Ausstellung des Jahres 1873 blieben die Krainer Weine unbeachtet.

In Görz und Gradiska wurde der Weinbau schon frühzeitig betrieben, die Stände dieser Landestheile waren in fortwährende Streitigkeiten wegen der Einfuhr fremder Weine verwickelt, und stellten sogar einen eigenen Inspector zur Ueberwachung des Importes an; diese Maßregel hatte jedoch keinen Erfolg.

Im Beginn dieses Jahrhunderts wurden manche Verbesserungen im Weinbau eingeführt, namentlich veredelten sich sehr die Weine von Monfalcone, seitdem man die schlechten Rebensorten ausgetilgt und durch bessere ersetzt hatte.

Auf der Halbinsel Istrien wurde der Weinbau von den Römern eingeführt, Prosecco bei Triest war schon damals durch seine trefflichen Weine bekannt. Plinius nennt es Pucinum, die Griechen Pictanon, und Livia, die Gemahlin des Augustus, soll dem Genusse dieses Weines ihr hohes Alter zu verdanken gehabt haben. Uebrigens hielten sich mehrere römische Kaiser und viele Große Roms in der wärmeren Jahreszeit in Istrien auf, wegen des angenehmen Klimas und des fruchtbaren Bodens, wo die Vegetation so herrlich fortkam und das Land so viele eigenthümliche Vortheile besaß, den Aufenthalt gesund und angenehm zu machen. Noch besitzt das Land die herrlichsten Denkmäler aus dieser einzigen Periode seines Flors. Mit dem Untergange der römischen Größe verschwand auch Istriens blühender Zustand, und einwandernde Barbarenhorden, wie einheimische Parteiungen ließen nun in Ruinen das Andenken übrig, was Istrien einst war. Seit dem 13. Jahrhundert war das Land im Besitze der Republik Venedig, welche alle Benutzung der Naturgaben desselben unterdrückte; die ebenso ungereimte, als unsichere Rechtspflege brachte die Bewohner nur in Verwirrung und Unglück und unterdrückte alle Betriebsamkeit. Noch heute zeigen sich die Folgen des venetianischen

Regierungssystems in der fast allgemein vorherrschenden Trägheit der Bewohner; der Istrier scheut größtentheils den mühsamen Ackerbau, bei dem er der Natur fast alles allein überläßt; das faullenzende Leben auf der See und die Fischerei, die ihm wenig Mühe macht, behagt ihm mehr und verschafft ihm einen großen Theil seines Unterhaltes. „Das Meer", sagt Cassas, „dessen Reichthum nur für Völker, die durch einen stiefmütterlichen Boden mißhandelt werden, aufgespart sein sollte, betrügt hier den Boden, den der Feldbau verlangt, durch einen unglücklichen Ueberfluß, indem es der Nachlässigkeit leicht und ohne Mühe erreichbare Nahrung herbeischafft, denn hier haben die Fischer nicht nöthig, sich vom Ufer zu entfernen, um reiche Züge zu machen".

Als Istrien in österreichischen Besitz überging und dieselbe Verfassung und Verwaltung erhielt, wie sie in den übrigen deutsch-illyrischen Provinzen der Monarchie bestand, wurden auch verschiedene Maßnahmen für die verschiedenen Zweige der Landwirschschaft getroffen. Der Weinbau lieferte in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts jährlich gegen 340.000 Eimer, und überdieß wurde noch eine außerordentliche Menge von Trauben verkauft, aus welchen die Käufer theils Wein, theils Liqueure erzeugten. Allgemein wurden die Trauben hier ausgetreten, nicht ausgepreßt, wodurch der Most zwar süßer wurde, eine Menge jedoch verloren ging, welche in den Trebern blieb, die Weine waren durchschnittlich besser, als die in der Lombardie und im Venetianischen. Auf den Inseln wurde der Weinbau fast ganz nach dalmatischer Art und ziemlich gut betrieben, die stärkste Production hatten Cherso und Ossero, schwächer war der Ertrag auf Veglia.

Ein bedeutender Handel mit istrischem Wein wurde nach Venedig getrieben, auch die quarnerischen Inseln verführten seit den ältesten Zeiten den von ihnen erzeugten Wein dahin.

In Böhmen ließ zwar schon König Přemysl Ottokar II. Weinpflanzungen bei Königssaal im Berauner Kreise anlegen und die Reben aus Niederösterreich bringen, allein der eigentliche Vater des böhmischen Weinbaues ist Kaiser Karl IV., welcher im Jahre 1348 die Weinreben in Honig verpackt aus Burgund kommen und sie in der Gegend von Melnik anpflanzen ließ. Die Rebencultur verbreitete sich in Folge verschiedener Begünstigungen auch in andere Gegenden des Landes, sogar auch in solche, in welchen heute der Weinstock nicht mehr fortkommt; so soll er bei Hohenbruck, wo noch jetzt ein Hügel den Namen Weinberg (Winice) führt, und bei Neustadt an der Mettau gebaut worden

sein. Die anfängliche Blüthe des Weinbaues wurde jedoch bald durch die Gräuel der hussitischen Unruhen, und später durch die Verwüstungen des dreißigjährigen Krieges zerstört, und noch im vorigen Jahrhundert wirkten die preußischen Invasionen so ungünstig ein, daß manche Weinpflanzung einging.

Auch im 18. Jahrhundert behauptete der Melniker Wein unter allen Gewächsen des Landes den ersten Platz, und die Jahrgänge 1706, 1716, 1746, 1749, 1766, 1775, 1783 waren die besten. Dieser Wein wurde auch als Mittel gegen Podagra, Goldader und Steinschmerzen verwendet. Erwähnenswerth waren auch die Erzeugnisse von Podskal, Tschernosek, Limays und Kulm. Solche Erzeugnisse widerlegten gründlich die Ansicht des schon erwähnten Aeneas Sylvius, welcher die böhmischen Weine herbe und sauer genannt hatte.

In der ersten Hälfte des jetzigen Jahrhunderts ließ sich Baron Jakob Wimmer, welcher auch veredelte Rebenpflanzungen in der unmittelbaren Nähe der Stadt Prag anlegte, die Verbesserung des böhmischen Weinbaues sehr angelegen sein, und seinem Beispiele folgte der pomologisch-önologische Verein in Prag. In dieser Zeit umfaßte der Weinbau kaum 4481 Joch, deren Ertrag in mittleren Jahren nur auf 20.000 Eimer geschätzt wurde. Die besten Weine waren der rothe Melniker, der weiße Tschernoseker und der Podskaler, beide aus der Aussiger Gegend; der Tschernoseker gerieth in manchen Jahren sehr gut, ließ sich lange aufbewahren, und dann gutem Rheinweine an die Seite stellen, der Podskaler war dem Champagner ähnlich und moussirend, da man die Gährung unterdrückte und ihn dabei vor dem Zutritte der äußeren Luft bewahrte. Andere Weinsorten, welche in der Umgebung von Prag, bei Bechlin, Raudnitz, bei Brozan an der Eger und an anderen Orten wuchsen, waren von geringer Güte.

Im Anfange der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts schätzte der bekannte Statistiker Hain die Weinfechsung Böhmens in den besten Jahren auf jährlich 50.000 Eimer, ein Ergebniß, welches den Bedarf der einheimischen Bevölkerung auch nicht annährend deckte, daher österreichische und ungarische Weine den Ausfall decken mußten. Die vorzüglichsten inländischen Weinsorten waren noch immer der Melniker und Tschernoseker, die besten Sorten desselben jedoch im gewöhnlichen Verkehre nicht erhältlich; der Grund, auf dem sonst der Podskaler Wein gedieh, war zu Eisenbahnbauten abgetreten worden.

Die klimatischen Verhältnisse des Landes engen den für Rebencultur geeigneten Boden in sehr enge Grenzen ein, dieser Zweig der

Landwirthschaft kommt blos in den wärmsten Gegenden an der Elbe und an der unteren Moldau fort.

Wann und wie der Weinstock nach Mähren gekommen ist, wird sich wohl nie beantworten lassen; urkundlich wird der Weinbau im Jahre 1078 auf den Besitzungen des Prämonstratenserstiftes Hradisch bei Olmütz erwähnt. Erst im 13. Jahrhundert sind reichlichere Quellen vorhanden, welche ein genaueres Bild von dem Zustande des Weinbaues in jener Zeit liefern. Weingärten kommen damals namentlich als Bestandtheile der Dotation geistlicher Stiftungen vor, und mehrere Olmützer Bischöfe ließen sich die Pflege der Rebe besonders angelegen sein, namentlich aber Bischof Bruno, der größte Colonisator des Mährenlandes, welchem das umfangreiche Gebiet im nordöstlichen Theile der Markgrafschaft, an den Gesenken des schlesischen Gebirges und längs der Ostrawitza, die Cultur und eine ganze Reihe von Städten, Märkten und Dörfern, die nach deutschem Rechte angelegt wurden, zu verdanken hat. Bruno ließ im Jahre 1266 in der Umgegend von Kremsier unter der Aufsicht seines zum Bergmeister ernannten Lehensträgers Conrad von Landsberg durch die Einwohner auch Weinberge anlegen. Um Brünn war der Weinbau besonders bedeutend, nach der Tradition namentlich das Gewächs des unfern der Stadt gelegenen Ortes Schimitz berühmt, und jener von Přemysl bei Ottokar II. besonders beliebt. Der noch jetzt wegen seiner Rebencultur hervorragende Ort Bisenz wird schon im Jahre 1233 wegen des Weinbaues erwähnt; hier war auch ein königlicher Weinkeller, in welchem der Wein rationell gepflegt wurde und Nutzen brachte. Uebrigens hatten damals in Mähren, welches die Rebe in solchen Gegenden pflanzte, in welchen dieselbe jetzt nicht mehr vorkommt, was wohl am besten die im Laufe der Zeit eingetretenen Veränderungen in den klimatischen Verhältnissen beweist, die österreichischen Gewächse den Vorzug. Auch der Weinzehent kommt bereits urkundlich vor, und die Anfänge einer eigenen Gesetzgebung für die Weinberge, der Bergrechte, finden sich schon in der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts. Diese Bergrechte waren ebenso mannigfaltig, wie die Weingegenden selbst; ein Berggericht bestand in Kremsier, wo erwähntermaßen ein Bergmeister seinen Sitz hatte, welcher die Weingärten überwachen und die daraus sich ergebenden Streitigkeiten schlichten sollte.

Das 14. Jahrhundert weist zwar eine bedeutende Vermehrung der weinbauenden Orte auf, allein andererseits finden sich auch schon Urbaräcker, d. i. aus ehemaligen Weingärten entstandene Felder, der

Weinzehent wurde auf immer mehr Orte ausgedehnt, jedoch auch manchmal von den Verflichteten verweigert, welche sogar durch landesfürstliche Intervention zu ihrer Leistung verhalten werden mußten. Der Verkehr mit Wein wurde nicht blos von einzelnen Grundherren, sondern auch vom Landesherrn selbst regulirt. Das Selowitzer Bergrecht war das geachtetste und geschätzteste im Lande. Im Jahre 1379 bestellte Markgraf Jodok „zur Besserung unseres Gebirges“ und der „Weingärten zu Selowitz“ einen Bergmeister und Bergschöppen und gab denselben volle Macht, daß sie alle Berggenossen und das Gebirge zu Selowitz vollkommen bei einem Bergrechte, gleich anderen Gebirgen halten, und dasselbe Recht verlieh er allen Anderen, welche daselbst Weingärten hatten, „daß sie mit Hülfe desselben Rechtes sich alles Unrechtes erwehren und darüber stehen sollen.“ Ein Exemplar der alten Selowitzer Bergrechte von 1402, also aus der Zeit des Markgrafen Jodok und in deutscher Sprache abgefaßt, hat sich bis jetzt erhalten.

Im 15. Jahrhundert zeigt sich ein besonderer Eifer der Grundherren für die Hebung und Ausbreitung des Weinbaues und sie überließen ihren Unterthanen für diesen Zweck öfters nicht unbedeutende Grundflächen. Die Zahl der Orte mit eigenen Bergrechten war bedeutend. Im Jahre 1464 erhielt Auspitz von König Georg von Böhmen die Bestätigung seines Bergrechtes, 1468 bekam Znaim vom Ungarkönig Mathias Corvinus ein Weinbergrecht, 1486 erhielt ein solches Kanitz, 1490 Schöllschitz, dessen Bergtheidigungsbuch mit dem Selowitzer nicht übereinstimmt, 1497 bekam Nuslau vom Könige Wladislaw von Böhmen dasselbe Bergrecht, wie es Selowitz hatte, und bereits einige Jahre früher war dem Orte von dem Ungarkönige Mathias Corvinus ein eigenes Wappen verliehen worden, welches auf den Weinbau anspielte, im rothen Felde eine Weinrebe mit drei Weintrauben, umgeben von der Weinhaue und dem Weinmesser. Unter den bergberechtigten Orte hatte Selowitz sein besonderes Ansehen auch in diesem Jahrhundert behauptet.

Im 16. Jahrhundert hatte namentlich Eibenschitz einen bedeutenden Weinbau, fast alle Berge bei diesem Orte waren mit Reben bepflanzt, und es entwickelte sich ein lebhafter Verkehr im Kaufe und Verkaufe von Weingärten, in den Jahren 1579 bis 1582 gingen 261 Weingärten durch freien Verkauf an andere Eigenthümer übe. Die Grundherren legten entweder selbst neue Weingärten an oder munterten wenigstens ihre Unterthanen durch verschiedene Begünstigungen hierzu auf.

Für die Güte der damals in Mähren producirten Weine spricht wohl auch der Umstand, daß König Ludwig von Böhmen und Ungarn, welcher im Jahre 1520 in Prag residirte, blos mährische Weine trank, dieselben allen übrigen vorzog, und ihretwegen sehr schmeichelhafte Schreiben an den Brünner Magistrat erließ; als beste Sorten nennt er den Voitelsbrunner, Nikolsburger, Poppitzer, Dannowitzer und Pawlowitzer. Mit Bergrechten ausgestattet erscheinen 1560 Mödritz, dessen Bergtheidigungsbuch mit dem Selowitzer Bergrechte nahe übereinstimmt, und 1574 Pöltenberg. Die Appellation in Bergrechtssachen ging nach Falkenstein in Niederösterreich, und noch im Jahre 1528 erwähnt eine Bestätigung der Aebtissin von St. Clara in Wien der herkömmlichen Appellationen aus Mähren.

Im 17. Jahrhundert wirkten zwar der dreißigjährige Krieg und später die Einfälle der Türken auch auf den Weinbau in Mähren nicht förderlich ein, jedoch behauptete derselbe im Großen und Ganzen das errungene Gebiet. Ueber die Qualität der Weine spricht sich Merian im Jahre 1650 in seiner Topographie dahin aus, „daß die Mährer den Wein, der in großer Menge da wächst, erst gar spät, wenn allbereit starke Fröste gefallen und die Beeren Vormittags etwas gefrieren, ablesen, auch solchen in den Geschirren nicht verarbeiten lassen, damit er desto süßer bleibe, und den Böhmen und Schlesiern, die solchen abholen, desto anmuthiger sei, daher er gemeiniglich dick und trüb ist.“ Es scheint daher, daß man damals süße Weine in Mähren erzeugte. In diesem Jahrhundert kommt auch die Verleihung des Bergrechtes an mehrere Orte vor. Im Jahre 1600 bestätigte Karl von Liechtenstein der Stadt Auspitz ihr Bergrecht; 1650 verlieh Rudolf Freiherr von Teussenbach dem Orte Dürnholz das Weinbergrecht; 1652 gestattete er dem Orte Treskowitz die Führung eines ordentlichen Weinbergbuches; 1677 erhielt Znaim eine neue Weingebirg- und Bergrechtsordnung. Als Oberhof in Angelegenheiten von Bergrechtsfragen behauptete sich noch immer das bereits erwähnte Berggericht zu Falkenstein. Als im Anfange des in Rede stehenden Jahrhunderts einige Parteien sich wegen eines Weingartens stritten, mit dem Urtheile des Bisenzer Berggerichtes nicht zufrieden waren, wendeten sie sich an das Falkensteiner Gericht, welches nicht nur das Urtheil in dieser Streitsache fällte, sondern auch die Execution desselben durch den Auspitzer Magistrat vollziehen ließ. Die mährischen Stände ließen zwar im Jahre 1607 diese Execution aufheben, weil es ihnen nicht bekannt sei, daß jemals ein Falkensteiner Berggericht einige

Macht in Mähren gehabt habe, jedoch schon zwei Jahre später erklärte der mährische Landtag im Gegensatze zu dem eben erwähnten Proteste das Falkensteiner Berggericht als Appellationsgericht für mährische Parteien, bei welchem Entscheidungen und Belehrungen angesucht werden können, jedoch wurde ausbedungen, daß der Paul Sixt Trauzen (Trautsohn) dieses Gericht ordentlich besetzen solle, damit die Leute nicht Ursache hätten, sich davon abzuwenden.

Im 18. Jahrhundert war die Regierung bemüht, den Ruf hervorragender Weingelände gegen die Praktiken und Kniffe der Fälscher zu schützen, beispielsweise verordnete ein Gubernial-Erlaß vom 3. September 1776 zur Aufrechterhaltung des guten Rufes des Bisenzer Weines, daß ohne Bewilligung der dortigen Obrigkeit kein fremder Wein bei Strafe der Confiscation in den Ort eingeführt werden dürfe. Was die Berggesetze und Berggerichte in diesem Jahrhundert betrifft, so republicirte 1708 der Grundherr von Dürnholz, Franz Wenzl Graf Trauttmansdorff, das schon früher erwähnte Weinbergrecht vom Jahre 1650. Viele Artikel desselben sind mit dem Selowitzer Bergrecht übereinstimmend, manche sogar wörtlich entlehnt, nur Abänderungen hinsichtlich der Strafen getroffen, und es waltet in dieser Beziehung eine geringere Härte vor; in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts republicirte Fürst Karl Dietrichstein die alten Selowitzer Weinbergrechte nach dem vorhandenen Exemplar vom Jahre 1402. Noch im Jahre 1783 bestanden im Brünner Kreise allein Berggerichte auf den Herrschaften Eisgrub, Oslowan, Königsfeld, Altbrünn, Obrowitz, Tischnowitz und Butschowitz; auf den Gütern Scharditz, Klobauk, und Diwak; in den Städten Auspitz und Nikolsburg, welche unter Oberaufsicht der Obrigkeit nach den Bestimmungen der Bergartikel, seit dem Erscheinen der allgemeinen Gerichtsordnung vom Jahre 1781 nach den Normen dieses Gesetzes vorgingen. Joseph II. erließ am 27. September 1784 eine neue Weingebirgsordnung, welche nur wenige Ueberreste der alten Einrichtungen enthielt, und wodurch alle früheren Weinbergsordnungen aufgehoben wurden. Schon im Jahre 1777 war in Mähren die Tranksteuer eingeführt worden, und es ergab sich blos an fassionirten Weinen ein Vorrath von mehr als 1,100.000 Eimern, welchen man wohl nicht erwartet hatte, und doch deckte diese Quantität nicht einmal einen dreijährigen Bedarf.

Ueber den Zustand des Weinbaues im Anfange des gegenwärtigen Jahrhunderts sagte der so verdienstvolle Schriftsteller André:

„Der Hauptsitz des Weinbaues ist das südliche Fünftel des Landes, wo man über 30.000 Joch Weinland annehmen kann. Brünn ist so ziemlich der Ort, wo die Cultur der Rebe aufhört, umsomehr breitet sie sich nach der österreichischen und ungarischen Grenze, in den Thaya- und Marchgegenden, im Znaimer, Hradischer und Brünner Kreise aus. Namentlich in Rohatsch, Bisenz, Polleschowitz, Domanin, Stribernitz, Archlebau, Poppitz, Voitelsbrunn, Pausram, Polau, Zuckerhandl, sowie in Schimitz und Sebrowitz bei Brünn wachsen treffliche Weine von lieblichem Geschmack, wie die österreichischen, und von ähnlichem Feuer, wie die ungarischen Gewächse, sie sind unter ihren wahren Namen und Geburtsorten wenig bekannt, desto mehr aber gehen sie unter fremden Namen aus dem Lande."

Der eben genannte Schriftsteller gab das mittlere jährliche Erträgniß an Wein auf 450.000 Eimer an.

Der Weinbau fand eine besondere Förderung, als im Jahre 1819 die mährisch-schlesische Ackerbaugesellschaft auf dem Brünner Franzensberge eine Rebschule anlegte, in welcher nicht blos die inländischen, sondern auch die ausländischen Rebensorten angepflanzt wurden, welche letzere der Hofrath von Görög aus seiner Rebschule in Grinzing bei Wien geschenkt hatte. An dem Zustandekommen der erstgenannten Rebschule hatte der Gubernialrath Johann Sedlaczek von Harkenfeld, Präsident des pomologisch-önologischen Vereines in Brünn, ein um die Pomologie und Oenologie viel verdienter Mann, welcher am 19. Januar 1827 aus diesem Leben schied, den thätigsten Antheil genommen, und legte noch überdies zwei eigene Rebschulen an, eine in der Lehmstätte bei Brünn, die andere im Schobeßer Thale bei Znaim, und ließ in denselben alle nur aufbringlichen Rebensorten anpflanzen. Nach seinem Ableben wurde die Rebschule in der Lehmstätte stückweise verkauft, und kam in den abgetheilten Besitz des Brünner Gymnasiallehrers Albin Heinrich, des Schriftstellers Jurende und des Brünner Bürgers Johann Zillich; die Rebschule im Schobeßer Thale ging an den Eigenthümer der Herrschaft Bruck über.

Im Jahre 1827 beabsichtigte der ausgezeichnete Znaimer Weinzüchter Zemliczka, die Südseite des Brünner Spielberges in Rebenpflanzungen umzuwandeln, das Project kam jedoch nicht zu Stande, da die Behörde die Durchführung desselben aus dem Grunde nicht gestattete, damit nicht dadurch das Entweichen der Sträflinge erleichtert würde.

Das Jahr 1834 war ein ausgezeichnetes Weinjahr, der Wein übertraf an Süße und Stärke die früheren Fechsungen, und war auch in großer Quantität gerathen. Schon im Monate August wurde in Brünn die Maß Wein zu dem Preise von 16 Kreuzern Wiener Währung in den Ausschank gebracht, weil man den reichen Segen und die vorzügliche Qualität der bevorstehenden Fechsung ahnte, und wegen eintretenden Mangel an Fässern besorgt, das von früheren Jahren vorhandene, minder achtungswerthe Lager aufzuräumen suchte. In diesem Jahre erzeugte der Burggraf von Pawlowitz im Brünner Kreise, Joseph Schöpflin, aus daselbst gewonnenen Trockenbeeren in der einfachsten Weise einen Ausbruch, welcher nach dem Gutachten der mährisch-schlesischen Ackerbaugesellschaft mit dem Tokayer um den Vorzug wetteiferte.

Um diese Zeit machten die Znaimer Dominicaner auf ihrem Gute Durchlaß im Znaimer Kreise verschiedene Versuche mit dem Weinbau und es zeigte sich, daß namentlich bei dem Orte Durchlaß durch sorgfältige Pflege ein sehr guter Wein genommen werden könne. In Brünn wirkte namentlich der Präsident des pomologisch-önologischen Vereines und Abt des Augustinerstiftes in Altbrünn, Franz Cyrill Napp, für die Hebung des Weinbaues; er legte auf dem Zimpelberge bei Brünn eine Rebenpflanzung an, in welcher über hundert verschiedene Rebensorten im Großen cultivirt wurden und reichliche Früchte trugen, der Leiter dieser Pflanzung war der Procurator des genannten Stiftes, P. Augustin Keller; das Stift besaß auch noch einen anderen Weinberg oberhalb des Brünner Augartens, welcher aber wegen seiner nördlichen Abdachung und des reinen Thonbodens minder ergiebig war; im Durchschnitte wurden jährlich bei 200 Eimer Wein gewonnen. Nebst dem erwähnten Keller nahm sich auch der Apotheker Gottlieb in Brünn sehr um den Weinbau an, und im Schimitzer Gebirge, in der nächsten Nähe von Brünn, gaben die Anpflanzungen des gewesenen Oberamtmannes Rafelsberg einen besonders guten Wein. Im herrschaftlichen Keller zu Bisenz war es für den Fremden überraschend, eine Sammlung von Weinen zu finden, die den verschiedensten Jahrgängen angehörten und bis in das Jahr 1746 zurückreichten; in einem Vorrathe von 20.000 Eimern lagerten die Erzeugnisse der vorzüglicheren Jahre 1746, 1747, 1757, 1782, 1784, und so weiter bis 1834.

In der Gegenwart ist die Lage der mährischen Weinbauer in Folge mehrerer Fehljahre und der Steuerlast keine sonderlich günstige.

Dalmatien war unter den Römern ein blühendes Land, welches der Kaiser Diocletian selbst, welcher seinen Wohnsitz in Salona hatte, nicht mit den Gefilden Italiens vertauschen wollte. Der Weinbau war schon in dieser Zeit hier heimisch.

Als Dalmatien im 12. Jahrhundert unter die Herrschaft der Venetianer kam, theilte es mit Istrien insofern das gleiche Schicksal, daß die neuen Gebieter wenig oder nichts für die Emporbringung der Landwirthschaft, daher auch des Weinbaues leisteten, ebenso wenig für die Bildung. Noch heute dauern die Folgen dieser Vernachlässigung fort; der Hang zum Müßiggange und Leichtsinn gehören zu den wesentlichen Charakterzügen der Dalmatiner; viele Tage des Jahres vergehen mit Nichtsthun, noch immer beobachtet die Bevölkerung, blos um diesem Hange zu fröhnen, die alten abgeschafften Feiertage, nur das Weib ist Sklavin und muß alle Haus-, Feld- und Gartenarbeit allein verrichten. In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts wurden zwar allerdings Gesellschaften zur Beförderung des Ackerbaues, der Künste und des Handels errichtet, sie bestanden aber nur dem Namen nach.

Der französische Gouverneur Dandolo, welcher ein praktischer Oekonom war, und über Weinbau, Schafzucht, und Pflege der Seidenraupen schrieb, that alles, was ein Mann thun kann, welcher für höhere Zwecke begeistert ist, allein seine persönliche Wirksamkeit dauerte nur von 1806 bis 1810, im letztgenannten Jahre wurde er abberufen, und dieser Umstand war eine empfindliche Calamität für das Land, denn nun ging alles das Gute, was er begonnen hatte, wieder zurück.

Nachdem Dalmatien an Oesterreich gekommen war, suchte zwar die Regierung auch für die Förderung der verschiedenen Zweige der Landwirthschaft zu wirken, sie fand aber bei diesen Bemühungen nicht wenige Schwierigkeiten. Als ein hauptsächliches Hinderniß wurde das Colonensystem betrachtet, welches in den Kreisen Zara und Spalato bestand, während die Inselbewohner, mit zwei Ausnahmen, eigene Herren ihrer Gründe waren; auch fanden die beabsichtigten Verbesserungen bei der Bevölkerung einen Widerstand, beispielsweise wollte der Anbau der Kartoffeln lange nicht gelingen, und nur den unablässigen Bemühungen der Regierung war es zu danken, daß endlich die Vorurtheile gegen denselben bewältigt wurden, und der Kartoffelbau wenigstens in der Nähe der Städte Eingang fand.

Unter solchen Umständen darf man sich nicht wundern, wenn der dalmatinische Weinbau noch in der ersten Hälfte des jetzigen Jahrhunderts ganz primitiv betrieben wurde, er war zwar ein Hauptzweig

der Landwirthschaft, und lieferte, da Boden und Klima ihm günstig waren, treffliche Weine, sie kamen aber selten in Fässer, sondern wurden in ledernen Schläuchen aufbewahrt, von denen sie in der Regel den Geschmack annahmen. Der Wein wurde hauptsächlich nach den benachbarten türkischen Provinzen verhandelt. Franz Petter, Gymnasiallehrer zu Spalato, hatte sich in seinen Schriften vergebens bemüht, die Aufmerksamkeit des österreichischen Consumenten auf die herrlichen dalmatinischen Weine zu lenken, er wollte zwei der ersten Wiener Weinhändler für einen Versuch mit diesen Weinen gewinnen, aber alle seine Bemühungen blieben vergebens.

In der Gegenwart machen sich in Dalmatien Verbesserungen im Weinbau und in der Weinbereitung bemerkbar, und auch der Consum der Weine ist in den übrigen österreichischen Provinzen bedeutender geworden.

In den Ländern der Stephanskrone hat der Weinbau frühzeitig seinen Einzug gehalten. Schon im Jahre 281 nach Christi Geburt hob der römische Kaiser Probus, ein geborener Syrmier und der Sohn eines Gärtners, welcher in Pannonien, Thracien und Mösien colonisirte, das Verbot seines Vorgängers Domitian auf, Wein in den Provinzen zu pflanzen, und pflegte selbst die Rebencultur in seinem Vaterlande; er ließ durch seine müßigen Soldaten in Syrmium, seiner Geburtsstadt, die den Ort umgebenden Sümpfe austrocknen und Weingärten anlegen. Diese Pflanzungen waren die ersten Weingärten und die Muster-Rebenschule für das übrige Land, besonders an dem rechten Ufer der Donau, auch blieb der Syrmier oder Carlowitzer Wein vor und nach der Ankunft der Magyaren bis zur Schlacht von Mohacs, welche Syrmien den Türken preisgab, den Adel in die oberen Gegenden auszuwandern nöthigte und in Folge hiervon den dreizehnhundertjährigen Ruhm Syrmiens auf Tokay übertrug.

Als im 9. Jahrhundert die Magyaren unter der Führung Arpads den Zug aus Asien über Galizien und die Moldau nach der Theiß und der Donau unternahmen, mochten sie bereits in der neuen Heimath einen nicht unbedeutenden Weinbau vorgefunden haben, denn schon König Stephan der Heilige schenkte der Abtei Pécsvárad 110 Winzer und 6 Faßbinder im Baranyer Comitate. Nicht uninteressant ist die Thatsache, daß schon im Jahre 1190 in einer Urkunde der Königin Agnes die ungarischen Weinschänker der Mischung des Weines mit Wasser beschuldigt werden.

In der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts vernichteten die in das Land eingebrochenen Mongolen den größten Theil des Weinbaues,

allein nach dem Abzuge dieser sengenden und mordenden Horden wurden die angerichteten Verwüstungen wieder zu saniren gesucht. König Bela IV. berief im Jahre 1242 Italiener zur Weinpflanzung in die Hegyallya, von diesen haben die noch bestehenden Orte Olaszy und Olaszy-Liszka den Namen, denn Olasz bezeichnet in der ungarischen Sprache einen Italiener. Der Weinbau erholte sich bald. 1275 wird der Weinzehent bei Erlau erwähnt, 1277 blühte die Cultur der Rebe im Preßburger Comitate.

Im Anfange des 15. Jahrhunderts war der Erlauer Wein nicht allein kräftig, sondern gedieh auch in Menge, 1473 verbot der Erlauer Bischof Johannes II. Alemaneus den eingerissenen Unfug der Einfuhr und des Ausschankes fremder, wohlfeilerer Weine, um dem Erlauer Weinbau ungehemmten Absatz, lohnenden Preis, und ferneren Betrieb zu sichern. König Mathias Corvinus ließ Reben aus der Champagne und aus Burgund kommen, und dieselben nächst Ofen anpflanzen, der Ofener Wein wurde damals hinsichtlich der Qualität dem Syrmier gleichgestellt.

Im Beginn des 16. Jahrhunderts trat eine Beschränkung des Einkaufes ungarischer Weine durch Ausländer ein; diese kauften in Modern im Preßburger Comitate die Fechsung ganzer Jahrgänge auf, hierüber beschwerten sich die Tyrnauer, und König Wladislaw verordnete im Jahre 1515, daß sie das Vorrecht vor allen Ausländern haben sollten; schon damals waren auch die Edelweine von St. Georgen im Rufe, zahlreiche Käufer fanden sich aus Polen und Mähren ein, und hierdurch gelangten die Bewohner des Ortes zu einem hohen Grade von Wohlstand. Dieses goldene Zeitalter dauerte vom Beginn des 16. bis zum Anfang des 18. Jahrhunderts. In der Mitte dieses Jahrhunderts hieß zwar der Tokayer noch der ordinäre Wein, den Ausbruch kannte man damals noch nicht, desungeachtet wird dieser Wein bei Franz Forgách, einem Manne, welcher gar nicht viel zu loben gewohnt war, schon Vinum nobilissimum atque praestantissimum genannt, und bildete bereits einen großen Theil des Nationalreichthums und des Handels nach dem Norden. Als im Jahre 1562 während des Conciliums zu Trient verschiedene ausländische Weine bei einer Tafel erschienen, ließ der Cardinal und Erzbischof von Kalocsa, Georg von Draskovich, auch einen Tokayer aus dem Gebirge Tallya kommen, welchen Papst Pius IV. so vortrefflich fand, daß er mit dem Glase in der Hand bei dem letztgeschlürften Tropfen ausrief: „Summum Pontificem talia vina decent". Die unglückliche Schlacht bei Mohács

im Jahre 1526 hatte dem Weinbau in den Ländern der Stephanskrone den empfindlichsten Nachtheil gebracht, denn die siegenden Türken besetzten den größten Theil des Reiches, und vernichteten daselbst die Weinpflanzungen; namentlich kam der Ruf des syrmischen Weines in Vergessenheit, wie bereits erwähnt wurde. Es war noch ein Glück zu nennen, daß die Türken sich mit der Eroberung des südlichen Theiles des Landes begnügen mußten und im Norden keinen festen Fuß fassen konnten, daher hier der alte Weinbau, welcher nicht in Reihen betrieben wurde, in Ruhe blieb.

Das 17. Jahrhundert mit seinen Türkenkriegen und inneren Unruhen konnte dem Weinbau nicht förderlich sein und man muß sich wirklich wundern, daß trotz dieser widrigen Verhältnisse so manches anerkennenswerthe Resultat auf diesem Gebiete wirthschaftlicher Thätigkeit erzielt werden konnte. Unter der Regierung des Königs Jacob I. soll der Ofener Wein über Breslau und Hamburg einen großen Absatz nach England erzielt haben; in Schlesien war die Güte der Weine von Oedenburg und Rust anerkannt, und die Orte St. Georgen und Pösing wurden durch den Verkauf ihrer trefflichen Weine nach Schlesien und Mähren reich und blühend genug, für sich die Privilegien der königlichen Freistädte auszuwirken. Um die Mitte des Jahrhunderts begann Tokay und Umgegend den Weinstock mit noch mehr Aufmerksamkeit zu pflegen, die Weinberge dreimal im Jahre zu hauen, die Lese in den späten Herbst zu verschieben und die Trockenbeeren besonders zu sammeln. Da die Grundherren von den Trockenbeeren ebenso den neunten Theil verlangten, wie von anderen Trauben, die Unterthanen aber diese Abgabe verweigerten, sollte ein Gesetz im Jahre 1655 dem Sammeln der Trockenbeeren Schranken setzen, hatte aber keinen Erfolg und die Kaiserin Maria Theresia verordnete im Jahre 1779, daß von den Trockenbeeren kein Zehent abgenommen werden dürfe. Als man eben anfing, die trockenen von den gelbgrünen Beeren zu sondern, und Ausbruch und Maschlasche zu bereiten, nannte der deutsche Schriftsteller Conring den Tokayer Vinum generosissimum. In St. Georgen soll die daselbst ansässige altadelige Familie von Szégner die ersten wichtigen Geschäfte mit Ausbruchwein gemacht haben, als der Handel mit dem Tokayer schon lange im Schwunge war. Der erste Anbau des Arader Weingebirges fällt in die Zeiten des Rákóczy und ist wahrscheinlich ihm zu verdanken. Noch jetzt wird in der Nähe von Mokra, welches früher Apatelek hieß, ein großer Weinberg der Rákóczy'sche genannt und auch in anderen Gegenden des Gebirges

zeigt man Rebenpflanzungen, welche ebenfalls diesen Namen führen. Nach der Tradition soll Rákóczy, wenn er vornehme Gäste oder auswärtige Gesandte an seiner Tafel hatte, den Befehl gegeben haben, den Dessertwein aus dem Apataleker Fasse zu bringen. Von besonderer Wichtigkeit war für den Weinbau der Umstand, daß die Türken unter der Regierung des Kaisers Leopold I. das Land räumen mußten; schon im Jahre 1668 kam in Ofen, nachdem die Stadt den Türken entrissen worden war, die Cultur der Rebe daselbst wieder in Aufnahme, und am Schlusse des Jahrhunderts fand der Weinbau in Szent Endre im Pester Comitate durch eingewanderte Serben seine erste Begründung.

Im Anfang des 18. Jahrhunderts verbreitete sich der Weinbau im Banat; nachdem Prinz Eugen von Savoyen diesen Landstrich den Türken weggenommen hatte, wurden von deutschen Ansiedlern, meist aus den Rhein- und Moselgegenden, die ersten beträchtlichen Weingärten bei Versecz angelegt. Zu derselben Zeit wurden auch auf der Herrschaft Ráczkeve im Pester Comitate, welche dem Prinzen Eugen gehörte, die Hügel in reichtragende Weinberge umgewandelt. Die Consumtion des Oedenburger Weines, namentlich die des Wermuth, war in dieser Zeit in Ungarn sehr beträchtlich, besonders in der Stadt selbst, wo man den Absatz durch den privilegirten Ausschluß aller fremden Weine zu sichern wußte, und auch die Brau- und Bierhäuser nie recht emporkommen ließ; als die Weinlese des Jahres 1719 die Keller der Bürger mit der ungeheueren Menge von 60.000 Eimern Most füllte, mehrere tausend Eimer hatte man bei dem zu großen Ueberflusse verderben lassen, sah man es beinahe als ein Glück an, daß das einzige Malz- und Brauhaus ein Raub der Flammen wurde. In St. Georgen wurde fleißig Ausbruch bereitet; eine lange Zeit entsprach der Erfolg nicht der aufgewendeten Mühe, weil der Saft der nicht trockenen oder frischen Trauben für zu fade galt, daher die Oedenburger immer Feinde des Ausbruches waren, es kamen auch die veredelten Weine von St. Georgen, obwohl ohne Grund, in den Verdacht der heimlichen Mischung mit Zucker und Rosinen. Uebrigens mag damals die Weinfälschung in Ungarn nicht selten gewesen sein, weil ein Landesgesetz im Jahre 1723 diese Manipulation strenge verbot.

In der zweiten Hälfte des voriges Jahrhunderts begann Georg von Edelsbacher, Grundherr von Gyorok, im Arader Comitate die Bereitung des Ausbruchweines im Großen, er fand auch für sein Erzeugniß den erwünschten Absatz, und wenn auch die Nachbarschaft ebenfalls

Ausbruch erzeugte, so hatte doch sein Product bei den Ausländern fortwährend einen solchen Ruf, daß sie ihm immer für den Eimer 2 bis 3 Ducaten mehr bezahlten als Anderen. In den Jahren 1760 bis 1770 war der gewöhnliche Preis eines Eimers Ausbruchwein 12 bis 20 Ducaten, und der Türkenkrieg in den Jahren 1780 bis 1790 förderte sehr die Verbreitung des Ruhmes dieses Weines. Während aber nach dieser einen Richtung hin ein nicht unwichtiger Erfolg im Weinbau erzielt war, trafen denselben doch auch manche Mißgeschicke. Im Jahre 1755 nahm der Weinbau um Oedenburg wegen der mangelnden Ausfuhr nach Schlesien so ab, daß zahlreiche Weingärten ausgerodet und zu Aeckern gemacht wurden. In St. Georgen waren bis zum Jahre 1784 nicht weniger als 1167 Hauerwerke ganz verlassen; im Banat, wo schon im Jahre 1718 um Weißkirchen der Weinbau von deutschen Colonisten eingeführt worden war, wurden die Anpflanzungen im Jahre 1788 von den Türken vernichtet, nach dem Siege der österreichischen Waffen aber mit verdoppeltem Eifer wieder hergestellt.

Was die Ergebnisse der Weinfechsung im verwichenen Jahrhundert betrifft, so war sie im Jahre 1770 seit Menschengedenken die ergiebigste, 1785 in allen Weinsorten die beste, 1797 die früheste; in Erlau war der vorzüglichste Ausbruch 1788, 1792, besonders aber 1797. Gegen Ende des Jahrhunderts betrugen die Weingärten der sämmtlichen Hegyallya 80.000 Hauer- oder Tagwerke. Da jedes einen Ertrag von 3 Eimern lieferte, so konnte man in mittelmäßigen Jahren ein Ergebniß von 160.000 Eimern, vielleicht auch darüber, annehmen. Unter der Regierung Joseph II. war es Jedermann erlaubt, Trockenbeeren in der Hegyallya zu kaufen, dieselben zu verführen oder Ausbruch an Ort und Stelle daraus zu bereiten; der Zusammenfluß fremder Kaufleute, Weinhändler und Speculanten war damals so groß, daß einer den anderen im Preise überbot, und überdies noch Schleichwege einschlug, um sich die benöthigte Menge von Beeren zu sichern. In den 1780er Jahren holten die Russen tausende Reben aus Tokay nach Ungarn; die Ungarn wurden darüber eifersüchtig, aber der Erfolg dieser Verpflanzung war ein sehr unbedeutender, denn die Natur und die Bestandtheile des Tokayer Bodens, die Lage dieser berühmten Hügel und die Temperatur der Luft konnten die Russen doch nicht mitnehmen, und der astrachanische Wein hatte weder Farbe, noch Stärke und Dauerhaftigkeit des Tokayer, und von demselben war so wenig Concurrenz zu fürchten, wie für den Rheinwein von dem Wein, welcher um Jena herum wächst.

Die Weinfälschung muß auch in dieser Zeit im Schwunge gewesen sein, weil ein Intimat des königlich ungarischen Statthaltereirathes vom 25. October 1795, welches im ganzen Lande publicirt wurde, einen sehr faßlichen Unterricht ertheilte, in welcher Weise verdächtige Weine zu prüfen seien.

Ueber den Zustand des Weinbaues in Anfange des gegenwärtigen Jahrhunderts sagt Demian: „In allen Ortschaften des ganzen Tokayer Gebirges wird man wenig Weine antreffen, welche älter sind, als ein Jahr, ausgenommen den, welchen Jemand für seinen Gebrauch aufbewahrt. Die vermögenden Weinbauern sowohl, wie die Grundherrschaften verkaufen gleich in der Weinlese alles schnell und daher wohlfeil, als es sein mag, sicher nicht aus Noth, sondern aus Mangel an Betriebsamkeit. Die Gefäße sind aus Mangel an Bindern noch äußerst schlecht, die Pflege sorglos, die Keller warm. Der Tokayer erhält die gehörige Behandlung erst dann, wenn er aus seiner Heimath weggeführt wird, in Miskólz, Kaschau, Késmárk, Eperjes und Bartfeld, wo es viele Weinhändler giebt. Der Tokayer Weinbauer bleibt immer nur die erste Hand, und zieht den wahren Gewinn von seinem Erzeugnisse nicht, er berechnet blos seine jährlichen Baukosten, oft nicht einmal die Zinsen vom Grundcapital, und noch weniger seine Mühe; auf das Erzeugniß schlägt er einige Gulden auf und begnügt sich damit, er sieht nicht auf die Qualität, sondern nur auf die Quantität des Weines, daher bei ihm oft der schlechteste Wein theuer ist, wenn es dessen wenig giebt, und der beste sehr wohlfeil, wenn ein reiches Jahr ist; so hat er das schlechte 1795er Gewächs um 20, und den vortrefflichen Wein von 1798 um 10 fl. verkauft."

Was die damaligen Besitzverhältnisse der Weingärten in der Hegyallya betrifft, so war der größte Theil königliches Kammergut, ehemaliges Rákóczy'sches Erbgut, welches der Schwester des letzten Malcontenten aus dieser Familie, Juliana, und ihrem Erben, dem Grafen Aspremont übrig geblieben, im Jahre 1711 aber an die Kammer gekommen war; Tolcsva und Erdöbénye gehörten ganz dem Herrn v. Szirmay, die Herrschaft Patak erst seit kurzer Zeit dem Fürsten Bretzenheim; einzelne größere und kleinere Theile der Ortschaften besaßen der Studien- und Religionsfonds, und mehrere adelige Familien; den größten Antheil an den Weingärten hatte aber der Adel von Oberungarn und der Kern der oberungarischen Bürgerschaft. Die in diesen Weingeländen gefechste Quantität reichte aber auch nicht annähernd für den Bedarf aus, und treffend bemerkte ebenfalls im Be-

ginne des Jahrhunderts der Statistiker Schwartner: „Der Bodrog und die Theiß mögen bei dem Flecken Tokay kaum so viel Wasser vorbeiführen, als jährlich von echtem und unechtem Tokayer in Ungarn ausgetrunken wird."

Der Wein, welcher im Lande zum Ausschank kam, war in der Regel sehr schlecht; der eben genannte Schwartner bemerkt hierüber: „Am verdrießlichsten aber mag es für den fremden Reisenden sein, im Gasthause gerade an den Orten, welche ihre Berühmtheit dem guten Weine zu verdanken haben, gewöhnlich mit dem schlechtesten bedient zu werden. Wer das beste ungarische Fleisch essen will, gehe nach Wien, und wer die besten ungarischen Weine trinken will, gehe auch nach Wien. Ich trank im Jahre 1803 zu Neustadt in Preußisch-Schlesien bessere und wohlfeilere ungarische, namentlich Ruster Weine, als man dieselben in Ungarn im Kleinen haben kann. Auf den Gütern des Fürsten Grassalkovich war noch vor kurzer Zeit die löbliche Gewohnheit, dem Fremden im Gasthause auch den Tischwein nur in Flaschen vorzusetzen, deren Mündung mit dem Siegel des Fürsten oder seines Beamten verschlossen war."

Kaiser Franz suchte im Jahre 1804 durch sein eigenes Beispiel den Consum der Weingewächse der Monarchie zu heben, indem er die Anordnung traf, „von nun an keine ausländischen Weine mehr auf die kaiserliche Tafel zu setzen, da die gute Qualität der inländischen, besonders der ungarischen Weine, alle fremden entbehrlich mache".

Diese Aufmunterung war um so erwünschter, als der Handel mit ungarischem Wein eben erst in Aufnahme gekommen war, nachdem die bisherigen Hindernisse weggefallen waren; bis dahin hatte sich der Absatz nur auf die besten Sorten beschränkt, und selbst diese gingen blos nach Polen, Schlesien und anderen deutschen Ländern; die Ursache dieses begrenzten Absatzes lag in dem weiten und sehr kostspieligen Transporte, den vielen Mauthen, dem hohen Eingangszolle und dem Umstande, daß mehrere Länder selbst gute Weine hatten. Als nun diese Hindernisse beseitigt und die Conjuncturen für den Absatz günstiger geworden waren, zeigte sich der Einfluß dieser geänderten Verhältnisse darin, daß nunmehr nicht nur die edleren Sorten, sondern auch gewöhnliche Landweine der Gegenstand der Ausfuhr wurden und wegen der erhöhten Nachfrage nicht unbedeutend im Preise stiegen.

Der bedeutendste Export der ungarischen Weine ging nach Polen und Rußland, und das Hauptaugenmerk der ungarischen Weinspeculanten war immer der europäische Norden. Im Jahre 1805 ent-

stand eine k. k. privilegirte ungarisch-nordische Handelsgesellschaft, welche sich vorläufig nur auf die Ausfuhr ungarischer Weine nach Rußland, Schweden und Dänemark beschränken wollte, und einen Fonds von 300.000 fl. in Actien à 500 fl. zusammengebracht hatte.

Im Inlande bestand trotz des kaiserlichen Beispieles noch immer ein Vorurtheil gegen die ungarischen Weine. Der berühmte Oenologe, Professor Dr. Hlubek, macht hierüber folgende Bemerkung: „Die Vorurtheile gegen die ungarischen Weine bestanden bis 1819, selbst in vielen Provinzen des Inlandes. Als aber eine großartige und gut etablirte Weinhandlung in Wien gegründet wurde, sind die Vorurtheile verschwunden und die ungarischen Weine haben sich den Zutritt selbst zu den Tafeln der Großen verschafft." Das Vorurtheil gegen die ungarischen Weine mag übrigens durch die Fälschungen verschuldet worden sein; noch im Jahre 1823 erfloß ein Gesetz, welches die Fälscher des Tokayer Ausbruches zu strafen befiehlt.

In den 1830er Jahren wurde der Weinbau theils mit Liebe und Fleiß betrieben, theils aber auch sehr nachlässig, weil man in vielen Gegenden nur auf die Menge, nicht auf die Güte des Erzeugnisses sah. In Preßburg hatte sich eine Gesellschaft gebildet, deren Zweck es war, die ungarischen Weine zu prüfen, und alles zur Verbesserung derselben beizutragen, sie erzeugte einen vortrefflichen ungarischen Champagner und brachte denselben in den Handel. Der Verkehr in Wein nach Oesterreich, Galizien, Polen und Preußisch-Schlesien war bedeutend; die besten Bezugsquellen waren im Lande Preßburg, Ofen, Pest, Erlau, Miscólz, Kaschau, Pösing, Oedenburg, Fiume, Schemnitz, Neusohl und andere Orte; außerhalb des Landes Wien, Podgorze, Krakau, Triest, Breslau und Ostende.

Ein wesentliches Verdienst erwarb sich um den Weinbau Franz Xaver von Mayerffy, welcher in der Nähe von Vecsés im Pester Comitate Musterrebschulen hatte.

Mehrere Städte hatten noch immer das Privilegium, die Einfuhr fremder Weine zu verbieten. In Ofen durfte kein fremder Wein eingeführt werden, an den städtischen Linien waren eigene Wächter aufgestellt, um die fremden Weinfuhren an die entgegengesetzten Linien oder bis an die Schiffbrücke zu begleiten, damit in der Stadt kein Faß abgeladen wurde; Oedenburg und Rust besaßen ein Privilegium, vermöge dessen die Einfuhr aller fremden Weine in ihr Gebiet verboten war.

Was die Weinfechsungen in der ersten Hälfte des Jahrhunderts betrifft, so war die im Jahre 1805 die allerschlechteste, weil die Wein-

beeren nirgends reif wurden; der Erlauer Ausbruch von 1802 hatte viel Geist und Gewürz, aber keine Süße; im Jahre 1801 wurden in der Hegyallya 108.226 Eimer Wein gefechst.

Hinsichtlich der hervorragenden Kellereien ist zu bemerken, daß der Ort Miskólz, welcher von weit ausgedehnten Weingebirgen umgeben ist, mit dem Erzeugnisse derselben, gutem Tischwein, 1424 Weinkeller angefüllt haben sollte; im Keller des Grafen Zichy zu Almás, im Komorner Comitate waren 6000 bis 7000 Eimer Neßmélyer Wein, in den besten Jahrgängen von 1788 bis 1831; der Keller des Grafen Nikolaus Esterházy zu Bay, unweit Totis, faßte 30.000 Eimer, in der Mitte war ein Riesenfaß von 1400 Eimer Gehalt aufgestellt.

In der zweiten Hälfte des Jahrhunderts wurde für die Hebung des Weinbaues eine besondere Sorgfalt entwickelt, in der neuesten Zeit namentlich seitens des ungarischen landwirthschaftlichen Vereines, welcher mit Unterstützung der kaiserlichen Municicenz eine Rebschule auf dem Blocksberge bei Ofen anlegte; auch seitens der Vereine in Szegzárd, Erlau, Oedenburg, Großwardein, wird in ähnlichem Sinne gewirkt. Von Einzelpersonen haben sich zwei Männer, welche bereits in das Jenseits hinübergegangen sind, um den Weinbau besondere Verdienste erworben: Bischof Johann Ranolder in Veszprém und Graf Franz Zichy; Erzherzog Albrecht ließ sein Weingebirge mit Reben aus der Rhein- und Moselgegend bepflanzen, wodurch ein Wein erzielt wird, welcher hinsichtlich der Vortrefflichkeit und des feinen Bouquets kaum mehr übertroffen werden kann. In Siebenbürgen haben für den Weinbau namentlich der Engländer John Paget und der Baron Stephan Kmény gewirkt.

Trotz aller dieser Bemühungen läßt sowohl in Ungarn als auch in dessen Nebenländern die Pflege der Rebe, die Behandlung des Saftes und die Kellerwirthschaft noch manches zu wünschen übrig. In Ungarn ist zwar hinsichtlich der Kellerwirthschaft sowohl bei den Producenten, als auch bei den Weinhändlern ein gewisser Fortschritt nicht in Abrede zu stellen, allein noch nicht in die Masse der Weinbauer eingedrungen, und ein minder gutes Product, als das ungarische, müßte bei dem durchschnittlich üblichen Verfahren zu Grunde gehen. In Kroatien wird der Wein im Großen und Ganzen schlecht behandelt, man sieht mehr auf die Quantität des Weines, als auf die Qualität, Trauben von verschiedener Gattung werden untereinander gemischt, und die Weinkeller sind nicht im besten Zustande; in der ehemaligen Militärgrenze wird eine ordentliche Kellerwirthschaft nur vereinzelt ange-

troffen, und der Rothwein, welchen der Grenzer höher zu schätzen pflegt, als den weißen Wein, mit mehr Sorgfalt behandelt. In Siebenbürgen wird ein Sortiren der Tranben nicht vorgenommen, wenn eine oder die andere Sorte vorherrscht, so ist die Ursache darin zu suchen, daß sie zufällig in dem einen oder anderen Weingarten häufiger angebaut wird.

Der früher so bedeutende Absatz ungarischer Weine in das Ausland ist durch die Zollverhältnisse wesentlich beschränkt worden, der früher sehr bedeutend gewesene Markt in Rußland und Polen, welche namentlich die Weine aus der Hegyallya abnahmen, ist fast gänzlich verloren gegangen; der stärkste Abnehmer blieb das Inland, namentlich der Wiener Platz.

Zur neueren deutschen Dichtung in Tirol.

Eine Skizze von Adolf Pichler.

Ναρθηκοφοροῖ μεν πολλοι, βακχοι δε παυροὶ.
Plato.

Tirol betheiligte sich schon in alter Zeit lebhaft an der Entwickelung der deutschen Poesie. Die Heldensage hatte eine Heimath in unseren Bergen, im Etschthal blühte Laurin's Rosengarten, dort fiel der Riese Egge von den Streichen des Berners und am Inn erzählte man noch in den Tagen Guarinoni's vom hörnenen Seifrit. Die Säle unserer Ritterburgen schmückte Künstlerhand mit den Heldengestalten der Nibelungen, des Arthurkreises, der Liebenden Tristan und Isolde; die Ritterharfe klang zum Minnelied und die Wiege manches gefeierten Sängers stand hier. Am Eisack hauste Luitold von Sabene, an der Drau der Burggraf von Lienz, an der Etsch Heinrich von Rubein und von Schloß Gresta blickte der Ahnherr der stolzen Castelbarco hinüber zum Garda. Das sind nur einige Namen, wenn wir auch den Vogelweider nicht in Anspruch nehmen. Dann der langweilige, bürgerlich lehrhafte Vindeläre und in seiner Nachbarschaft Oswald von Wolkenstein, dessen Gedichte noch immer einer würdigen Ausgabe harren, obwohl in neuerer Zeit Uebersetzungen die Aufmerksamkeit auf ihn lenkten. Mag man ihn immer den letzten Minnesänger nennen oder nicht: er übertrifft sie alle an wilder Kraft, an Reichhaltigkeit der Töne, an Eigenart und Derbheit, wie denn jeder Reim von ihm einen Erdgeruch verbreitet, den man bei jenen nur zu oft vermißt. Gewiß ist er der bedeutendste Dichter seines Jahrhunderts, er weist aber zugleich auf eine neue Zukunft des Gesanges. Daß die Bürger von

Sterzing, Bozen, Hall Passionsspiele aufführten, ist bekannt, wir haben aus jener Zeit eine reiche Sammlung von Handschriften, an die sich die groben Schwänke des Vigil Raber anschließen.

In der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts erlosch dieses rege Leben; einerseits wurde es erstickt durch die Gegenreformation, andererseits welkte es unter dem Einfluß der Renaissance, die mehr und mehr Kräfte gewann. Die Träger dieser Richtungen waren die Jesuiten, der Hof von Innsbruck lieh ihnen seine mächtige Hülfe, aus ihren theatralischen Aufführungen entwickelten sich dann die Bauernkomödien, die auch jetzt noch, angepaßt den Wünschen eines modernen Publicums im Innthale aufgeführt werden. Vom Schnadahüpfl haben wir keine Kunde, daß unsere Bauernbursche stets ihren Dirndln zu Ehren, Gegnern zum Trutz sangen, darf als ausgemacht gelten, wenn wir es auch nicht beweisen können.

An der Wende des sechzehnten zum siebzehnten Jahrhundert erhebt sich die ernste Gestalt des Haller Doctors Hippolyt Guarinoni, dessen Bedeutung für die Sitten- und Literaturgeschichte erst jetzt allmählich anerkannt wird. Eine kurze Darstellung seines Lebens und Wirkens gab ich in der „Oesterreichisch-Ungarischen Revue" 1891 (XI. Bd., S. 35 und 145). Ob die erste schlesische Schule in Tirol einen Widerhall fand, erfahren wir vielleicht aus dem Jaufner Dichterbuch, wenn es Waldberg herausgiebt; zur zweiten mag man den Grafen Adam v. Brandis zählen, dessen langathmiges Schauspiel „Alidarci und Selindae königlicher Lustgarten" in der Bibliothek des Museums begraben liegt. Zu Hall lasen die Bürger in ihren Trinkstuben Schauspiele von Birken und Anderen, die sie als Kaufleute von den deutschen Märkten heimgebracht hatten. Triebkräftige Schaffensfreude ist allerdings nirgends zu spüren und kein altes Collegienheft verräth uns, daß irgend ein Professor an der von Kaiser Leopold gestifteten Universität sich um deutsche Literatur gekümmert hätte. Freilich war es im übrigen Deutschland nicht besser. Nachdem wir so in einer Einleitung diese Verhältnisse oberflächlich gestreift haben, gehen wir zu unserer eigentlichen Aufgabe über, die Poesie der Neuzeit etwa bis 1848 kurz zu schildern.

Wollten wir bis in unsere Tage vorrücken, so hätten wir mehr als ein Jahrhundert geistigen Strebens, heftiger Kämpfe zu beschreiben, eine ganze Galerie von Charakterköpfen zu zeichnen — begabte Männer und Frauen, wenn sie auch selten zur Vollendung reiften und nur einzelnes von ihnen eine Anthologie schmücken würde.

Kaum ein zweites österreichisches Kronland zählt eine solche Fülle von Talenten und das ist desto beachtenswerther, je weniger Theilnahme sie beim großen Publicum fanden. Man erschrickt fast über die Menge von Namen, die uns Ambros Mayr in seinem so verdienstlichen, für die Literaturgeschichte wichtigen Album vorführt.

Beginnen müßten wir wohl im Pusterthal, dort bildete sich, wie uns der um Culturgeschichte hochverdiente Pfarrer Ludwig Rapp erzählt, etwa in den Zwanzigerjahren des achtzehnten Jahrhunderts eine literarische Gesellschaft, die sich ab und zu in Mühlbach versammelte. Wahrscheinlich beschränkte man sich auf das Lesen deutscher Dichter, eigene Poesien liegen meines Wissens keine vor, einen ausführlicheren Bericht ist uns Rapp leider noch immer schuldig.

Später tritt uns Ferdinand Reisner entgegen. Wir erfuhren von ihm nichts, als daß er der Gesellschaft Jesu angehörte. Das Museum besitzt mehrere seiner Dramen, die 1765 bis 1789 bei Wagner gedruckt wurden. So „Thomas von Kempen, ein zuvor lauer, hernach eifriger Diener der seligen Jungfrau in lateinischer Sprache und deutschen Reimen verfasset." — Dann „Die büßende Seele, vorgestellt in einer Betrachtung über das Klagelied des Profeten Jeremias" und „Der büßende Petrus". Diese Stücke sind in Alexandrinern verfaßt, auch allegorische Gestalten werden uns vorgeführt. Der poetische Werth kommt kaum in Anschlag. Ein Singspiel: „Die Bekehrung Augustins" wurde aus dem Welschen in deutsche Reime gebracht. Den kühnsten Schwung versucht Reisner mit „Rebekka die Braut Isaks, bei höchst beglückender Vermälung des durchlauchtigsten Erzherzoges Petri Ludovici Josefi, nebst einem in deutscher, lateinischer und griechischer Sprache verfaßten Singspiele". Hier wagt er sich an die schwierigsten Aufgaben der Metrik, so „eine trochäische Ode mit jambischen und amphibrachyschen Versen vermenget". Wo nahm der Jesuit zu Innsbruck diese Dinge her? Kannte er die Versuche Klopstock's oder hielt er sich an antike Schemata? Eine Nachwirkung seiner Poesien läßt sich nirgends beobachten.

So manches Zeichen deutete darauf hin, daß sich die Geister zu regen begannen, die Strömungen, welche die Völker Oesterreichs bewegten, ließen sich von unseren Alpen nicht ganz ausschließen.

Kaiser Joseph hatte auch bei uns ein neues Zeitalter eingeleitet und es ließ sich trotz des besten Willens die Fluth nicht mehr zurückstauen. Wer sollte meinen, daß im glaubenseinheitlichen Tirol sogar Freimaurerlogen eröffnet wurden: 1777 eine solche zu Innsbruck, deren

Siegel das Ferdinandeum bewahrt, 1780 zu Bozen, dann im bischöflichen Brixen. Sie vereinigten Männer aus den besten Ständen, Gelehrte, Adelige, Priester. Unter der Regierung des Kaisers Franz wurden sie 1794 geschlossen. Ihre Geschichte schildert ausführlich Ludwig Rapp in einem 1867 bei Wagner erschienenen Buche. Diesem Kreise gehören wohl auch die Singtexte aus der Operette, betitelt: „Das wohlverwandte Almosen oder die unvermuthete Hochzeit, von einem Freunde der Aufklärung. In Musik gesetzt von Herrn Ferdinand Angerer 1789." Wir wollen sie nicht mehr hören.

Eine eigenthümliche Erscheinung ist der Servitenpater Freiherr Karl von Güntherode. Er war Professor der Philosophie im Ordenshaus zu Innsbruck, wurde dann in das abgelegene einsame Kloster auf der Waldrast verbannt, 1779 jedoch von dort auf die Kanzel der Kirchengeschichte an der Universität berufen und hier 1783 in eine Untersuchung verwickelt. Man legte ihm Sätze zur Last, die sich allerdings nicht mit den römischen Dogmen vertrugen, zudem hatte er durch seine scharfe Satire manchen verletzt. So bestritt er die Ohrenbeichte, den Ablaß, das Fasten, den göttlichen Beruf zum Mönchsstande und spottete über die Concilien. „Dem Kirchenrath zu Trient ist der heilige Geist von Rom aus in einem silbernen Felleisen zugeschickt worden, um die versammelten Väter von der Reformation der römischen Curie abzuhalten. Dieses Wunder wäre unterblieben, wenn nicht vorher so viele goldene Felleisen aus Deutschland nach Rom gekommen wären." Er trat mannhaft für seine Behauptungen ein, wurde abgesetzt und in ein Kloster zu Gradiska verwiesen. Ein Tiroler Dichter feuerte ihm eine Stinkbombe nach, und zwar im Odenstyle Klopstock's. Wir geben einige Strophen:

Schändlicher, frecher Witzling! — Dir — irrender
Flattergeist, Schwärmer! — Dir, der Gelehrten, der
Priester, der Mönche Schmach und Schande! —
Dir — tönt die Harfe, Du bist mein Lied!

Ha, wie gewaltig schnaubet vor Rache mein
Saitenspiel! Ha! wie schauert die Stimme des
Zornes zurück! — wie starren meine
Finger getränkt in Gall' von Dir!

O, Du Geschirr des Tempels voll gräßlichen
Unflath's, unwürdiger Diener des Heiligthums
Auch gar vom Koth trieft Deine Gosche,
Frage man Stadt- und Bauernschenken.

Im Juni 1793 kam ein englischer Lord Lovat Hanson nach Innsbruck, in seiner Gesellschaft befand sich als Kammerdiener ein Italiener Ferrari, der jedoch in Wirklichkeit sein Freund und Vertrauter war. Dieser zog junge Leute aus Südtirol an sich und suchte sie für die Grundsätze der französischen Revolution zu gewinnen. Sie stifteten einen geheimen Bund, dessen Aufgabe es unter anderem war, die Vereinigung des Trentino mit Italien zu bewirken. Die Sache wurde verrathen, es erfolgte am 8. August 1794 bei Nacht unter Mithülfe von Militärpatrouillen die Verhaftung der 20 Geheimbündler, die jedoch verhältnißmäßig mild behandelt und zu wenigen Monaten Arrest verurtheilt wurden. Einen Bericht über diese Ereignisse giebt die Zeitschrift: „Europäisches Magazin für Geschichte, Politik und Kriegskunst, Nürnberg 1813, Bd. I." Handschriftliche Quellen aus der Feder eines früheren Mitgliedes konnte auch L. Rapp zur Broschüre „Eine Jakobinerverschwörung in Tirol. Innsbruck 1876" benutzen. Das waren allerdings nur kleine Blasen, sie verschwanden vor dem Sturm, der bald alle Stände Tirols bis in die abgelegensten Thäler aufregte. Die französische Revolution warf ihre Heere auch in unsere Alpen, der Volkskrieg begann 1797, die letzten Zuckungen zeigen sich im Jahre 1812, als Oesterreich sich dem Kriege gegen Napoleon anschloß. Die Nachwirkung war bei uns eine viel tiefere als in irgend einer Gegend Deutschlands; der Ruhm jener Kämpfe begeisterte bis zum heutigen Tage die Dichter Tirols, ja ist mehr oder weniger ein Element ihrer Poesie. Von ebenso großem Einfluß war der Charakter des Landes und seiner Bewohner. Von zerfließender Weltbürgerlichkeit ist bei uns wenig zu bemerken, wir sind Tiroler im guten — meinethalb auch im schlechten Sinne des Wortes. Darum kann man die Tiroler nicht unter die österreichischen Dichter einreihen, sie bilden eine streng geschlossene Gruppe nach außen, wenn sie sich auch am eigenen Herd als Liberale und Ultramontane befehden.

Die poetischen Schöpfungen Tirols seit nahe hundert Jahren beginnen wir mit Karl Franz Zoller, der am 4. September 1748 zu Klagenfurt geboren wurde und am 4. November 1829 als erster Adjunct der k. k. provisorischen Landesbaudirection zu Innsbruck starb. Sein Vater war ein geachteter Maler aus Telfs, den sein Beruf an verschiedene Orte führte, so daß wir in Kirchen manchem Altarblatt, manchem Fresco von ihm begegnen. Der Sohn studirte zu Innsbruck und verlegte sich, wie es sein Beruf forderte, eifrig auf Mathematik. Einen weitläufigen Nekrolog bringt der „Tiroler Bote" 1831. Von

seinen Werken erwähnen wir nur „Geschichte und Denkwürdigkeiten der Stadt Innsbruck". Bleib' es einer fleißigeren Hand überlassen, sein und der anderen Tiroler Poeten Leben und Wirken entweder monographisch oder in einem Gesammtwerke zu schildern; über das, was etwa allgemein interessirt, hinauszugehen, fühlen wir uns nicht berufen. Einiges bietet auch Wurzbach. Zoller dichtete das viel gerühmte Spingeser Schlachtlied, das auch jetzt noch, wie es Kapellmeister Lutz eingerichtet, bei öffentlichen Anlässen gesungen wird.

Sein „Tirolerschütz auf dem großen königlichen Freischießen zu Innsbruck 1808" erinnert durch seinen lebhaften Rhythmus fast an Burns:

„Der Langes ist ummer, der Summer ist da,
Weib hol miar mein Stutzen, i muaß gean durcha,
Zu Sprugg iß a Schiaß'n, dös bild'st Dir nöt ein,
Der Künig giebt's selber, wie prächtig muaß's sein."

Auch 1809 trat er als Tyrtäus auf; er giebt der Freude, daß jetzt die Zeit der Abrechnung mit Franzosen und Bayern gekommen sei, lebhaften Ausdruck. Von einiger Bedeutung ist sein kleines Volksstück: „Der Tiroler Kirchtag, ein Nationallustspiel mit Gesang in zwei Aufzügen. Innsbruck bei Wagner 1819." Er suchte hier im Gegensatz zum beliebten Tiroler-Wastel und dem lustigen Tiroler Gärtner, der Volkssprache ihr Recht zu schaffen und zeigt dabei ziemliche Kenntniß unserer Mundarten.

Zoller gleich gestimmt ist Johann Friedrich Primisser. Geboren am 21. August 1757 zu Prad, war er der Sohn eines Webers und starb als Registraturslirector und Archivar am 1. März 1812 zu Innsbruck. Mehr wissen wir von ihm nicht. Sein „Friedrich mit der leeren Tasche" ist spurlos verschwunden, das zweite Drama „Martin Sterzinger oder der bayerische Einfall in Tirol 1703" wurde 1782 bei Wagner gedruckt. Sein Vorbild waren vielleicht die Bauernspiele; die Stücke von „Sturm und Drang" scheint er gleichfalls gekannt zu haben. Manche Scene ist bewegt und lebendig.

Auch dem Landsturm der Neunzigerjahre widmete er Lieder, wobei er sich nicht genau an den Unterinnthaler Dialekt hält und manchmal in unerquicklicher Weise an das Hochdeutsch streift. Eines erhielt sich lange in mündlicher Ueberlieferung, dieses liegt jetzt mit seinen werthlosen Gelegenheitsgedichten in der Bibliotheca Dipauliana. Es überrascht uns durch den Ausdruck derber Kraft, mit der es die verschiedenen Tiroler

Stämme zeichnet und erinnert uns dabei an den gleichzeitigen Maler Pl. Altmutter, dessen Bedeutung für das deutsche Sittenbild jüngst H. Schmölzer in anregender Weise hervorgehoben hat. Vielleicht kann man Primisser auch als den Verfasser eines Singspieles in drei Abtheilungen bezeichnen, das 1798 bei Wagner erschien. Es trägt den Titel: „Das durch die göttliche Vorsehung und Fürbitte Mariä gerettete Tirol". Erster Theil: Tirol in der Grotte als eine Jungfrau schlafend, ein französischer General schleicht mit einigen Soldaten übers Gebirg. Gefesselt. Schutzgeist verweist sie auf Maria. Zweiter Act. Der Landsturm bricht los.

Schießt von dem Gebirg hinab
Durchstreichet die Berge und Hügel,
Erschlagt sie mit knotigem Prügel.
Durchstecht sie mit giftigen Lanzen,
Laßt sie in der Höhe schön tanzen,
Kehrt um eure Büchs'n und Stutzen
Zerstoßt sie mit freudigem Juzen:
Hier hast, o Franzose, Dein Grab.

Der dritte Act zeigt den Sieg. Es treten Abgeordnete der Schützenchöre auf, Tirol führt sie in die Kirche, wo der Altar von Maria-Hilf steht, sie knien nieder und singen ein Dankgebet.

Das Andenken des Serviten Benizi Mayr hat sich lang in Tirol erhalten, ich erinnere mich noch, wie man mir als jungem Menschen von ihm erzählte: er verstand es, Religionsfeinde siegreich zu bekämpfen und Ungläubige auf dem Todbett zu bekehren. Sein Vater war Bergschaffer zu Hall; ihm wurde der Sohn am 17. December 1760 geboren. Er trat 1777 in den Orden, wurde 1804 Professor der Religionsphilosophie, unternahm 1816 eine Reise nach Italien, um Kunststudien zu machen und starb am 15. Juni 1826. Eine Marmortafel in der Vorhalle der Jesuitenkirche feiert ihn. Man besitzt von ihm mehrere Gelegenheitsgedichte, sein Trauerspiel: „Andreas Hofer oder das getäuschte Tirol, Trauerspiel in sechs Aufzügen zur Rettung der Ehre des Vaterlandes" kann als historisches Zeugniß gelten, wie der Mann von Passeier, mit dem er viel verkehrte, auf seine Zeitgenossen wirkte.

Ungedruckt sind noch zwei Idyllen: Innsbruck und Hall, poetische Schilderungen von Land und Leuten. Dem Weltclerus gehörte Alexius Mayr an. Er war ebenfalls ein Unterinnthaler, sein Geburtsjahr weiß ich nicht anzugeben; wir finden ihn 1814 in der Scharnitz, am

18. November 1822 starb er zu Rattenberg als Frühmesser. Seine humoristischen Gedichte waren weit verbreitet, Abschriften finden sich im Ferdinandeum. Auch Zeitereignisse besang er. So den Durchzug des Königs von Bayern durch Rotholz am 11. Januar 1808. Ein Bruchstück mag ihn charakterisiren:

Die Königin hat, wie man sagt,
Sehr vielen Appetit
Zu Haselnüssen, darum bringt
Ihr einen Sack voll mit.
Doch werfet einen großen Stein,
Sie aufzuklopfen ihr hinein,
Denn sonst verliert sie ihre Zähn'
Dann wär' sie nicht mehr schön.

Aus der Scharnitz erließ er ein „Trostschreiben an den nicht sonderbar wohl geborenen und noch weniger ehrsamen Napoleon Nikolaus Bonaparte, Exkaiser von Frankreich und wirklichem Ungeziefer auf der Insel Elba."

Er räth ihm unter anderem Fledermäuse zu fangen. Das Behagen bei diesen Gedichten ist jedenfalls größer als der Witz. Ein oder das andere Stück könnte man übrigens wohl abdrucken.

Hier reihen wir auch Karl von Lutterotti ein, wir gönnen über ihn Herrn Johann Engensteiner das Wort, wie er ihn trefflich im Programm der städtischen Bürgerschule zu Innsbruck von 1872 schildert:

„Unter den tirolischen Dialekts-Dichtern nimmt Karl von Lutterotti unbedingt den ersten Rang ein, sowohl in Bezug auf ursprüngliche poetische Begabung, als auch auf genaue Vertrautheit mit dem Volksleben und auf Fertigkeit im Gebrauche der verschiedenen Mundarten. Karl von Lutterotti zu Gazzolis und Langenthal, der Sohn des Gubernialrathes Johann von Lutterotti, wurde in Salurn am 10. Februar 1793 geboren. Er brachte einige Zeit auf den väterlichen Gütern zu, studirte dann zu Innsbruck, wo er am 12. April 1809 bei Erstürmung der Stadt durch die Bauern einen Schuß in den Fuß erhielt. Die Erinnerung an dieses denkwürdige Jahr lebte ungeschwächt in ihm fort und bildet den ernsten Hintergrund mancher späteren Gedichte. Nachdem er seine Studien zu Landshut beendigt und beim Gubernium in Innsbruck prakticirt hatte, wurde er zum Kreisamte nach Imst versetzt, wo er fortan blieb. Im Jahre 1854 als Kreisamtssecretär pensionirt, genoß er noch eine längere Muße; nach andauernder Kränklichkeit, die aber seinen guten Humor nicht zu beeinträchtigen vermochte, starb er am 20. Juli 1872.

Lutterotti, mit dem feinsten Ohr für die Klänge der Volkssprache und mit scharfer Beobachtungsgabe ausgerüstet, hatte von früher Jugend an lebhaften Antheil am Leben und Treiben des Volkes genommen und schon während seines Aufenthaltes in Südtirol die dortigen Dialekte genau kennen gelernt. Später durchstreifte er als eifriger Fußwanderer und Bergsteiger Tirol nach allen Richtungen und verfolgte dabei zunächst wissenschaftliche Zwecke; er beschäftigte sich nämlich, angeregt durch einen Jugendfreund und Studiengenossen, den Sohn des bekannten Botanikers Laicharding, mit Pflanzenkunde und brachte von seinen zahlreichen Ausflügen manches seltene Alpenkraut heim, womit er sein Herbar bereicherte; auf diesen Excursionen wurde er durch eigene Anschauung und Erfahrung mit den verschiedenartigen Bewohnern seiner Heimath vertraut, übte sich durch den lebendigen Verkehr mit den Bauern in ihrer Sprache und las aus dem Munde des Volkes einige originelle Lieder auf.

Auch auf die Volkstrachten, deren allmähliges Verschwinden er in mehreren Gedichten, wie z. B. in dem Gespräche: „Bei dem Wiederemporkommen des Schießstandswesens" auf das lebhafteste beklagte, richtete er sein Augenmerk und legte als geschickter Zeichner eine reichhaltige Trachtensammlung an; die Huldigungsfeier im Jahre 1838 benutzte er zum eifrigen Studium der Nationalcostüme. Er concentrirte übrigens sein Interesse nicht ausschließlich auf tirolisches Volksleben, sondern er war auch bemüht, durch Lectüre mit den Aeußerungen fremden Volksthums bekannt zu werden, und seine kleine Bibliothek bestand größtentheils aus den Werken bedeutender Volksdichter. Als Frucht seiner vielseitigen und angestrengten Bestrebungen erschienen im Jahre 1854 bei Felician Rauch in Innsbruck die „Gedichte im Tiroler Dialekte", die später eine zweite Auflage erlebten. Lutterotti darf den besten deutschen und österreichischen Dialektdichtern an die Seite gestellt werden, manche seiner Gedichte werden noch declamirt; berühmt ist der „Auszug der Milizcompagnien von St. Nikolaus 1809 nach Kochel in Bayern", ein Meisterstück in seiner Art, wie wir kein ähnliches kennen.

Von seinen Gedichten bereitet nun unser Universitätsbibliothekar L. v. Hörmann jetzt die dritte Auflage vor. Der Bauer-Obrist Hans von Stans, geboren 1798, war zuerst Gärtner und stand zu Mannheim längere Zeit bei Bethmann-Hollweg in Diensten. Dann übernahm er das väterliche Gut zu Stans. Er ließ „Zither und Pflug, Zeitbilder des Jahres 1848" drucken, nicht im Dialekt, wie man erwarten sollte. Am berühmtesten ist wohl sein Auswandererlied, wo er

der Mißstimmung des Landes scharfen Ausdruck verlieh. Die Polizei schnüffelte an allen Ecken und Enden nach dem Verfasser, sein Name war Tausenden bekannt, aber Niemand verrieth ihn, so daß er 1882 unbehelligt starb.

Als Kunstdichter im höheren Sinne tritt uns zuerst der hochbegabte Aloys Weißenbach entgegen. Der Sohn eines Bauern, wurde er am 1. März 1766 zu Telfs im Oberinnthale geboren. Nach vollendeten Studien trat er als Unterarzt in die österreichische Armee und machte verschiedene Feldzüge mit, bis er endlich 1804 als Professor der Chirurgie an der neu errichteten Universität Salzburg angestellt wurde. Er vermählte sich bald mit Aloisia von Dornfeld, der Tochter eines geachteten Beamten zu Linz. Die Ehe blieb zwar kinderlos, scheint aber glücklich gewesen zu sein, wenn es auch bei der Reizbarkeit Weißenbach's nicht an kleinen Gewittern fehlte; — einmal warf er beim Essen die Teller auf die Straße. — Das erste uns bekannte Gedicht von ihm feiert den Kampf bei Spinges, wo 1797 Tiroler Schützen die Franzosen unter Joubert zurückwarfen. „Das gerettete Tirol" zeigt den Einfluß Klopstock's, der auch in Oesterreich das deutsche Nationalgefühl mächtig anregte. Gelungen ist die Schilderung des Landsturmes

„Das ist der Racheruf von einem Volke,
Jetzt hebt es sich; wie eine schwarze Wolke
Sieht man es jetzt die Berge überzieh'n.
Wie Gottes Racheruf in Ungewittern
Ertönt's, die Feinde schau'n empor und zittern,
Die Königsmörder zittern, ha! — und flieh'n.
Sie flieh'n und ihnen nach im Gemsenschritte
Eilt der Tiroler, bis er in der Mitte
Der Feinde steht, — das thut dem Stürmer wohl!
Er ficht, dringt vor und heißt auf Welschlands Grenzen
Des deutschen Adlers gold'ne Banner glänzen —
Triumph, Triumph! gerettet ist Tirol!"

Im Jahre 1810 veröffentlichte Weißenbach ein Drama: „Der Brautkranz"; es schildert in blumenreicher Sprache die unglückliche Liebe des Dogensohnes zur Ziehtochter des Malers Palma. Goethe antwortete auf die Zusendung desselben freundlich. Ein anderes Trauerspiel: „Die Barmeciden", scheint auf einer Wiener Bühne zur Aufführung gelangt zu sein, es blieb ungedruckt; das Manuscript soll in Salzburg liegen, ist aber nirgends zu erfragen.

Es war die gewaltige Zeit der großen napoleonischen Kriege. In hellen Flammen loderte Weißenbach's deutsches Gefühl; man sollte

ihn nicht vergessen, wenn man die Sänger der Befreiungskriege preist. Manche Strophen des Gedichtes auf die Schlacht bei Leipzig gehören zum Erhabensten, was die Poesie jener Tage schuf. Er zeichnet Napoleon, auf den das Volk damals die Züge der Apokalypse anwendete, ja sogar seinen Namen aus dem Apollyon derselben deutete, mit wilder Leidenschaft:

„Jetzt ist der Bann, der Kreis vollendet
Rings um das grause Ungethüm!
Wohin es grinsend auch sich wendet
Und schnaubt und krallt, begegnet ihm
Ein Volk, deſſ' Herzblut es gesogen,
Ein Fürst, deſſ' Thron es abwärts riß,
Und überall im ganzen Bogen,
In jedem Aug' die Nemesis!
Aus hunderttausend Feuerläufen
Sieht es den Finger Gottes greifen!

Der still nie stand, — jetzt muß er stehen!
Und immer enger wird der Kreis,
Die Trommel schallt, die Fahnen wehen,
Das Feuer glüht die Lüfte heiß!
Und Flammen schlägt aus Erd' und Gründen
Der Völkerzorn mit Pferdeshuf
Und aus sechshundert Feuerschlünden
Umbrüllt das Thier der Racheruf!

— — Es fällt! und Wall und Thürme krachen!
Den Minotaurus trifft der Streich!
Und blutend mit gesenktem Rachen,
Zerschelltem Schuppenpanzer, bleich,
Den Krampf in seinen Schlangenschweifen
Muß flüchtig, irr das Unthier schweifen.

Und wie sich nun der Sieg der große
Entschieden hat, die Feinde flieh'n,
Da sprengt der Feldherr-Fürst zu Rosse
Vor die gekrönten Häupter hin,
Und dreimal grüßt er mit dem Degen
Und Thränen glänzen ihm im Blick
Und jubelnd ruft er: „Heil und Segen,
Mit uns ist Gott, und Recht und Glück'."

— — Zum Dome wird die blut'ge Erde,
Das Schlachtfeld wird zum Hochaltar,
Zu Priestern werden die Monarchen,
Das Wort, in dem einst Gott der Herr

Herabsank auf die Patriarchen,
Zum Betspruch: „Mit dem ist der Herr!“
Zum Opfer die gelösten Ketten,
Auf die die Sieger niedertreten.

Das Heer vom Augenblick entglommen
Dem größten aus dem Zeitenmeer,
Vom Wort erfaßt, so es vernommen,
Ruft kniend: „Mit dem ist der Herr!“
Und alle Feuerläufe neigen
Sich abwärts, keine Fahnen weh'n
Und die metall'nen Schlünde schweigen,
Die zügellosen Pferde steh'n!
Europa kniet! nichts darf sich regen
Als nur das Herz mit seinen Schlägen.

Und lautlos steht die Völkerrunde;
Die Thräne, die vom Auge fällt,
Giebt Zeugniß, daß in dieser Stunde
Der höchste Feldherr Heerschau hält!“

Auch ein zweiactiges Märchendrama: „Die Erlösung der Teutonia“ dichtete er; den Stoff liefert die bekannte Sage vom Untersberg. Im Jahre 1814 befand sich Weißenbach zu Wien; ihn wie so viele Andere hatte das Schauspiel des Congresses in die Weltstadt gelockt. Er beschrieb seine Begegnisse in einem Buch unter dem Titel: „Reise zum Congreß, Wahrheit und Dichtung“. Die „Wahrheit“ besteht in sehr wenig Stofflichem, zur „Dichtung“ gehört eine Episode bei Melk, eine Vision im Style Jean Paul's. Während seines Aufenthaltes zu Wien verherrlichte er den Congreß in einer Cantate: „Der glorreiche Augenblick“, die der große Beethoven componirte. Endlich gab er seine patriotischen Gedichte gesammelt heraus: „Teutonia. Ein Denkmal der vergangenen und Taschenbuch der neueren Zeit. Wien 1815 bei Anton Strauß.“ Diese „Teutonia“ ist ein wichtiges Denkmal des deutschen Geistes, der damals — unter der berüchtigten Censur! — in Oesterreich wehte.

Zu den schönsten Gedichten Weißenbach's zählt: „Andreas Hofer's Schatten an seinen Kaiser und sein Vaterland am Huldigungstage 1816.“ Frei und offen wendete er sich an den Fürsten, er möge dem Gebein Hofer's eine Handvoll heimischer Erde gewähren. Kaiserjäger schaufelten die Leiche Hofer's zu Mantua heimlich bei Nacht aus und brachten sie nach Tirol. Sie wurden in Untersuchung gezogen; dem Helden von 1809 konnte man jetzt freilich ein Denkmal nicht mehr versagen.

Noch haben wir von Weißenbach ein beschreibendes Gedicht zu erwähnen: „Aigen!“ Es wurde 1817 gedruckt und schildert den berühmten Park des Fürsten Schwarzenberg mit viel Sentimentalität in den verschiedensten Metren, an welche man freilich nicht den Maßstab des späteren Platen anlegen darf. Beachtenswerth ist folgende Stelle:

„Aber, o Mensch, dem vierten der Urelemente, dem Feuer,
 Nahe Dich nicht; denn es ist körperlos, irdisch nicht mehr!
Und es duldet den Stoff auch nicht, den die Erde geboren,
 In der Vernichtung nur drückt es die Göttlichkeit aus.
Ewig nach aufwärts strebt es und nimmer vermagst Du's zu wenden:
 Kehrst Du die Fackel hinab, lodert die Flamme hinauf
Seinem Vaterland zu. So der Herr sich zeiget dem Erdball;
 Und der Donner ihm jetzt gehet als Herold voran,
Trägt er dies Element, dies furchtbar erhabne als Purpur
 Und es erzittert die Welt, schlägt an die Wolken der Saum
Von dem Mantel des Herrn; darum darf niemals des Menschen
 Finger berühren das Feuer, denn es ist Gottes Gewand.“

Weißenbach verschied am 26. October 1821 und liegt auf dem Friedhofe des Johannisspitals zu Salzburg begraben. Sein Denkstein zerfiel im Laufe der Zeiten, einige Tiroler ließen ihn vor etlichen Jahren neu herstellen. Den Worten Staffler's in dem Werke „Tirol und Vorarlberg“ stimmen auch wir bei: „Hätte Weißenbach's Talent eine frühzeitige und sorgsame Pflege erhalten, er würde ein gefeierter Dichter Deutschlands geworden sein.“ An Correctheit steht er wohl den Alxinger, Collin, Denis nach, an Schwung und Reichthum der Phantasie übertrifft er sie vielfach. Einen ausführlichen Aufsatz und sein Bild bringt: „Der Alpenfreund, Bd. IV, Heft 1, Gera bei Eduard Amthor 1871“. Angefügt sind zahlreiche Proben aus seinen Gedichten, was um so dankenswerther ist, da sie nie gesammelt erschienen und die ursprünglichen Ausgaben auf den meisten deutschen Bibliotheken fehlen dürften.

Man sollte Weißenbach nicht vergessen. Möchte eine berufene Hand sein Leben schreiben, die besten Gedichte auswählen und das Ferdinandeum zu Innsbruck den Druck besorgen! — Die Büste des Malers Joseph Schöpf hat man zu Telfs als Denkmal aufgestellt, der Dichter verdiente wohl die gleiche Ehre.

In Tirol zitterte noch die Bewegung von 1809 nach. An die Libera Germania erinnert sich Niemand mehr; die letzten Mitglieder dieses Bundes an der Innsbrucker Hochschule sind verstorben, vielleicht findet sich in den Acten der Polizei noch eine Aufzeichnung. — Libera

Germania! So nannten sich anfangs der Zwanzigerjahre etliche Studenten, zu denen unter Anderen A. Fischer, 1848 Statthalter von Oberösterreich, Joseph Haselwanter, seit 1848 Staatsanwalt zu Innsbruck, und der nachmalige Freiherr Andreas von Gredler in Wien gehörten. Sie sangen deutsche Lieder, traten mit deutschen, ja sogar italienischen Universitäten in Verbindung, bis sie ein pflichteifriger Polizeicommissär ausspürte. Verhaftungen fanden statt, die jedoch zu keinem Ergebniß führten, doch verließen Manche das Rechtsstudium, weil sie befürchteten, in Oesterreich keine Anstellung zu erhalten. Ihr Fechtmeister war Johann Senn, und so tritt uns der einsame und düstere Schatten dieses Dichters hier zum ersten Male entgegen. Johann Senn! er wurde an einem Tage übler Vorbedeutung, am 1. April 1792, zu Pfunds im Ober-Innthale geboren. Sein Vater, der Landrichter, wurde für seine Theilnahme an den Kämpfen von 1809 als kaiserlicher Rath zu Wien angestellt, starb jedoch, ehe er die Erziehung des Sohnes vollenden konnte. Dieser studirte die Rechte, den Unterhalt mußte er durch Stundengeben verdienen. Er schloß sich einem Kreise trefflicher Jünglinge an, den er später kurz charakterisirt. „Die deutschen Befreiungskämpfe 1813 bis 1815 hatten auch in Oesterreich eine bedeutende geistige Erhebung zurückgelassen. Unter Anderem hatte sich damals in Wien, gleichsam instinctartig, ohne alle Verbindung, ein großartiger geselliger Kreis von jungen Literaten, Dichtern, Künstlern und Gebildeten überhaupt zusammengefunden, desgleichen die Kaiserstadt schwerlich bis dahin je gesehen, und der nach seiner Auflösung nach allen Richtungen Samen der Zukunft streute. Viele der Genossen nahmen in der Folge in Wissenschaft, Kunst und Poesie, wie im Staate ehrenvolle Stufen ein. Einige trug der neue Umschwung der Dinge auch in der politischen Welt empor: Fischer wurde Statthalter in Oberösterreich, Doblhoff Minister. In diesem Kreise dichtete Franz Schubert seine Gesänge, die später durch Liszt zu europäischem Rufe gelangten, und sang Johann Mayrhofer seine Gedichte, bei denen nachher Feuchtersleben Pathenstelle vertrat, Anderer zu geschweigen, welche zu nennen hier nicht der Ort ist. Auch meine Gedichte, von denen Schubert manche in Noten setzte, entstanden in diesem Kreise zum Theil oder stehen in Beziehung zu demselben, oder sind als Nachklänge zu betrachten. — In diese Gesellschaft traf die Philosophie Schelling's wie ein Blitz, Senn war der begeisterte Priester des *Ἓν καὶ πᾶν*. Er besingt es in einem ungedruckten Sonett, das seine Kraft, auch den sprödesten Stoff zu bändigen, bekundet.

Ἓν καὶ πᾶν.

Ich hab's gewagt, es wollte mir gelingen
Dem hochgewalt'gen Geiste nachzudenken,
Hinab in seine Tiefen mich zu senken
Und sel'ge Klarheit mit an Tag zu bringen.

Ich sah, als diese Schachten mich umfingen,
Die Welt in ihren Fugen und Gelenken
Und wie sie in sich greifen und sich renken:
Ich bin zurück und staun' ob keinen Dingen.

Da hab' ich auch die Stelle ausgefunden,
Von wo das Bild der Schöpfung unverschoben
In ursprünglicher Harmonie zu fassen.
Ich sah da nichts entzweit, geschweige hassen,
Mein Name selbst war von dem All verschwunden,
Denn ich war mit dem All in Eins verwoben!

Eine ganze Reihe ähnlicher Gedichte zeigt, wie mächtig Schelling auf Senn wirkte, und bestätigt die Schilderung der geistigen Trunkenheit, welche diese Philosophie nach den Angaben von R. Haym in seiner Geschichte der Romantik hervorbrachte. Später ging Senn, eine grüblerisch in sich arbeitende Natur, durch Fichte zu Hegel über; treu begleitete er alle Phasen deutscher Philosophie und gelangte dadurch auf einen Standpunkt geistiger Freiheit, wie ihn in Tirol nur der Caplan des Irrenhauses, Sebastian Ruf, erreichte.

Aber das Verderben war nahe. Die Gesellschaft, der Senn angehörte, erregte den Verdacht der Polizei. Die Mitglieder wurden abgefangen und verhört. Senn blieb über ein Jahr in Untersuchungshaft und wurde endlich, ohne daß man einen Verdacht begründen konnte, mit gebundener Route nach Tirol abgeschoben.

Seine Zukunft war vernichtet. Arm, hülflos mußte er sich als Abschreiber verdingen, endlich nahm er Einstandsgeld für ein Muttersöhnchen und wurde im Regiment Kaiserjäger gemeiner Soldat. 1828 erhielt er als Lieutenant das Portepee; 1838 machte er den Feldzug in Italien mit. Das Gedicht: „Dame und Schleier“ malt in origineller Weise die Armee mit den voranfliegenden Plänklern. Nebenbei beschäftigte ihn Dante und Macchiavelli. Durch klimatische Einflüsse kränklich geworden, mußte er den Abschied nehmen; man gab ihm ein rühmliches Zeugniß, das alle Verleumdungen widerlegt, und — 250 fl. Pension. Um sich zu fristen, trieb er das elende Geschäft eines Winkeladvocaten und verbitterte dabei ohne Hoffnung auf die Welt innerlich mehr und mehr.

Aber seine Gedichte! Trotz der Censur, welche damals von zwei Priestern, dem Katecheten David Moriz und dem Gubernialrath Jakob Probst, geübt wurde, beschloß er, sie 1838 zu veröffentlichen. Sie wanderten arg verstümmelt in die Wagner'sche Buchdruckerei, die Subscriptionen deckten eben nur die Herausgabe. Er hatte wenig Freude dabei. In Tirol betrachtet man großentheils den Poeten als ein sehr überflüssiges Möbel der Hausordnung, Verse kann man weder essen, noch trinken, noch anlegen; man geht protzig vorüber und zuckt höchstens die Achseln. Schuler, der Redacteur des officiellen „Boten", brachte nicht einmal eine Anzeige dieser Gedichte, er hatte zu viel Rücksichten zu nehmen und mochte gegen Niemand verstoßen. Ein Correspondent der „Augsburger Postzeitung" bezeichnete Senn „als einen obscuren Pensionär, von dem niemand nichts weiß". Nur Joseph Streiter erhob in der „Allgemeinen Zeitung" für ihn, „dem wir das Gediegenste, was Tirol an vaterländischer Poesie in der Lyrik aufzuweisen hat, verdanken", die Stimme. Feuchtersleben bezeichnete ihn als einen „bedeutenden Menschen, der, frei von dem Einflusse früherer oder gar der gegenwärtigen poetischen Mode, rein und selbstständig eigene Bahnen wandelt". — Senn ist kein liebenswürdiger Poet, der mit einem Lächeln anlockt; er hatte zu viel wahres Elend getragen, um mit dem Weltschmerz zu kokettiren, die gedrungene, oft rauhe Form seiner Verse besticht nicht, wer sich aber in ihn hineinliest, wird durch einen reichen Gehalt tiefer Gedanken belohnt. Populär wie kein anderes Gedicht eines Tirolers ist nur sein „Tiroler Adler", der von Verschiedenen componirt, häufig gesungen wird und selbst strophenweise auf den Köpfen von Tabakspfeifen angebracht ist.

Der Tiroler Adler.

Adler, Tiroler Adler!
Warum bist du so roth?
Ei nun, das macht, ich sitze
Am First der Ortlerspitze,
Da ist's so sonnenroth,
Darum bin ich so roth!

Adler, Tiroler Adler!
Warum bist du so roth?
Ei nun, das macht, ich koste
Von Etschlands Rebenmoste,
Der ist so feuerroth,
Darum bin ich so roth.

Adler, Tiroler Adler!
Warum bist du so roth?
Ei nun, das macht, mich dünket,
Weil Feindesblut mich schminket,
Das ist so purpurroth,
Davon bin ich so roth!

Adler, Tiroler Adler!
Warum bist du so roth?
Vom rothen Sonnenscheine,
Vom rothen Feuerweine,
Vom Feindesblute roth,
Davon bin ich so roth!

Senn's Gedichte sind vergriffen, warum erschien keine zweite Auflage zur Centenarfeier seiner Geburt? Ueber und von Senn bringt der „Alpenfreund" von Eduard Amthor zu Gera im vierten Hefte des vierten Bandes, S. 232, manches. Sein Porträt findet sich im Nachlasse Kupelwieser's, mit dem er bekannt war. Der Kopf gleicht auffallend dem Beethoven's.

Im Nachlasse Senn's, der im Museum liegt, traf man auch jenen Cyclus „Napoleon und das Glück", auf den er selbst so großen Werth legte und ihn oft vor den Studenten, welche ihn besuchten, declamirte. Es weht der Geist Fichte's darin, doch ist die Composition unklar, das Metrum rauh und schlackig, der Grundgedanke, daß Fortuna die Braut Napoleon's sei, bizarr. Großartig sind zwei Stücke des Cyclus, sie verdienen erhalten zu werden.

Napoleon und das Glück.

Hab ich nicht in der Brautnacht
Fortunens Wesen erkannt?
Hat sie nicht ihrer Seele
Mysterien mir bekannt?

Wie sie im Himmel geheißen
Mit Namen Harmonie.
Den ihr der Weltgeist selber
Bedeutungsvoll verlieh?

Wie sie nur dem erscheine,
Deſſ' Werk geht Hand in Hand
Mit dem Riß der künftigen Dinge
Im göttlichen Verstand?

Wie nur dem Gott gelinge
Und nur dem Schicksalsmann,
Der des Gottes Werke wirket,
Erwitternd den ewigen Bann?

Wie der die Welt durchschreitet,
Groß wie kein Sterblicher ist,
Als wär' ihm angeschnallet
Ein Kothurn an seinen Rist?

Und ein Visir vor das Antlitz,
Ein Uebermenschen-Gesicht
Vom Odem angehauchet,
Dess', der in Wettern spricht?

Bis 1840 bestand zwischen Clericalen und Liberalen wenigstens äußerlich der Friede, weder die Einen noch die Anderen konnten sich unter dem Druck des herrschenden Systems regen. Senn gewinnt dadurch geschichtliches Interesse, daß er in jenem Jahre den Kampf eröffnete, der von dort an bis jetzt ununterbrochen fortdauert und um so heftiger ward, je mehr sich die Gegensätze verschärften. Er warf eine Granate, deren Splitter weithin und lange furchtbar wirkten: eine Anzahl Sonette gegen die Censoren Probst und Moriz, zumeist jedoch gegen Joseph v. Giovanelli in Bozen gerichtet. Dieser Mann beherrschte den Landtag und mit dem Landtag Tirol; ihm wird die Berufung der Jesuiten an das Gymnasium zu Innsbruck, sowie die Gründung ihres adeligen Convictes zugeschrieben. Giovanelli war jedenfalls eine bedeutende und auch durchgreifende Persönlichkeit. Weh dem, der ihm widersprach! Der arme Lieutenant packte den Stier bei den Hörnern; die Sonette waren ein Ereigniß, welches alle Parteien aufregte. Manche Poetlein schlugen an die Brust und wuschen demüthig die Hände in Unschuld; wer hätte ihnen auch diese vernichtende Satire zugetraut? — Der eherne Senn verleugnete seine Verse nicht und spottete der Feinde mit kaltem, grimmigen Hohn. Eines dieser Sonette mit den grotesken Reimen war im Munde Aller und erlangte eine gewisse Berühmtheit.

Senn's Haupt war von nun an verfehmt; nur Studenten, in denen sich der Trotz der Freiheit bereits zu regen begann, schlossen sich dem finsteren, schroffen Greise an, dessen bittere Orakel bei ihnen, wie sie dann in den Märztagen bewiesen, nicht verloren gingen. Der unglückliche Dichter versank mehr und mehr in Schwermuth, bis ihn am 30. September 1857 der Tod von sich und der Welt befreite. Niemand

kümmerte sich um ihn; die literarischen Cliquen in Deutschland hatten nie an ihn gedacht, nur Heinrich Kurz widmete ihm im vierten Band seiner Literaturgeschichte, S. 33, etliche Zeilen, welche ihn gut charakterisiren. Hierzu kommen noch die Mittheilungen über ihn im „Oesterr. Literaturblatt“ und die Briefe Gilm's an ihn.

Freunde errichteten ihm einen Grabstein. Jedoch Bubenhand schändete auch diesen. Im Herbst 1871 ward dem marmornen Tiroler Adler der Kopf abgeschlagen, die Platte mit Koth beschmutzt. Hatte Tirol für den Sänger des „Tiroler Adlers“ nur diesen Dank? Er gehört auch Oesterreich durch seine Adler-Lieder, einen Cyclus im „Nibelungenmaß“, worin er den einst deutschen Kaiseraar der Habsburger herrlich besang.

An Weißenbach und Senn reihen wir einen Dichter, der ihnen zwar an Bedeutung nicht gleicht, aber durch seine Persönlichkeit Interesse verdient. Es ist der Geistliche Anton Plattner. Sein Lebensbild malt uns Alois Meßmer im dritten Band der „Reiseblätter“; wir geben eine kurze Skizze.

Anton Plattner, geboren 1787 zu Zirl, war der Sohn dürftiger Eltern, so daß er sich als Schafhirt verdingen mußte. Dann besuchte er zu Hall das Gymnasium, 1809 machte er als Schützenhauptmann alle Kämpfe mit, 1810 bettelte er sich quer durch Bayern nach Böhmen, fand in Prag Unterstützung und kehrte nach Abschluß des Krieges in die Heimath zurück. Er studirte Theologie und erhielt 1818 die Priesterweihe. Wir finden ihn von jetzt an als Cooperator im Innthal, hoch begeistert für Natur und Bibel, besonders für die Psalmen. Er war ein trefflicher Prediger voll Schwung und Originalität; 1829 wurde er jedoch geisteskrank; er suchte die Einsamkeit des Gebirges bei Zirl: „Es giebt eine Art Naturbesessenheit oder Naturtrunkenheit, die ihre traumhaften Fittige sehr wohl über einen Menschengeist werfen kann.“ Er lebte dort als Einsiedler. Das brachte Aufregung unter die Amtsbrüder; er wurde nach Brixen citirt und dort zurückbehalten. Sein Heimweh ohne Maß und Grenzen drückt die „Klage des ägyptischen Joseph“ aus. Endlich konnte er es nicht mehr aushalten; er flüchtete und tauchte halbverwildert in den Alpen bei Zirl auf, wo er nun wieder als Einsiedler lebte.

Das war 1839. Der Geist des Hochgebirges fesselte ihn mit dämonischer Kraft; in seinem Tagebuch finden wir eine Reihe Zwiegespräche mit der Natur und ihrem Wesen, zum Theil hochpoetisch, zum Theil wirr phantastisch.

Die Amtsbrüder benahmen sich gegen den Armen nicht brüderlich, sondern kieselhart: „Was nun thun," ruft er, „von Allen verlassen? Von allen Hülfsmitteln entblößt, selbst der nothwendigsten Kleidungsstücke entbehrend, krank, 52 Jahr alt! Was thun?" — Da dichtete er wieder ein tief inniges Marienlied, welches das Volk nicht vergessen hat.

Hier kniet vor Deinem Gnadenthron
Ein tiefgebeugter Erdensohn.
Er beugt sich wie ein schwaches Schilf
Und ruft: Maria hilf!

Es wankt sein Geist, es wankt sein Sinn
Verwirrt und schwach bald her und hin,
Als wie vom Wind bewegtes Schilf,
Er ruft: Maria hilf!

Er wendet sein zerknirschtes Herz
Zu Dir Maria, himmelwärts;
O stütze das gebroch'ne Schilf,
Es ruft: Maria hilf!

Es drücket ihn fast jede Noth,
Es naht sogar der bleiche Tod;
Wo aus, wo an, ich armes Schilf?
Ich ruf': Maria hilf!

Du bist zunächst an Gottes Thron
Und nennest Jenen Deinen Sohn,
Der alles schuf, die Eich', das Schilf;
Darum: Maria hilf!

Er ward endlich abgefangen und nach Brixen geliefert. Dort kam er in das Gleichgewicht, ja er wurde sogar in der Seelsorge verwendet, und zwar zu Bruneck. Wieder faßte ihn das Heimweh; er floh in das Gebirge von Zirl und dann ohne Paß, ohne Geld über die bayerische Grenze, um Missionär in Amerika zu werden. So wanderte er bis Mainz, wo er bei einer Missionsgesellschaft Unterstützung hoffte. Diese jedoch hatte kein Geld in der Casse, und so kehrte Plattner heim. Dann wirkte er als Hülfspriester; endlich siedelte er nach Brixen über, wo er als „Vogeldoctor" beliebt wurde und sein Naturleben friedlich und harmlos fortsetzte, bis er im Januar 1855 starb, still und selig.

Diese Männer konnten auf Einzelne wirken, aber keine geistige Bewegung in Tirol einleiten, das blieb jüngeren Kräften vorbehalten. Wir sehen nun beim Beginn der Zwanzigerjahre an der Universität zu Innsbruck einen Kreis von Jünglingen, welche, begeistert von der

Natur, dem Volk und der Geschichte ihrer Heimath, die Devise „Tirol über alles!" zu Ehren bringen wollten. Wären ihre Leistungen nach Form und Inhalt nicht so verschieden, könnte man sie wohl eine Schule nennen, sie haben aber nur jene Devise gemeinsam, im Uebrigen gehen sie weit auseinander, befeinden sich später und führen mit gegenseitiger Verkennung einen heftigen Principienkrieg. Die Devise unterscheidet sie aber auch von den österreichischen Dichtern im engeren Sinne des Wortes. Diese standen stets zu Wien in einer gewissen Beziehung, jene zeigen einen particularistischen Zug, sie sind Tiroler, ja wollen Tiroler sein, das Tirolische ist ihnen häufig nicht Mittel zum Zweck, sondern Zweck. Im Hintergrunde steht Deutschland, von dem sie geistige Anregung empfingen: auf den deutschen Namen sind auch sie stolz, und wir begegnen später Einem oder dem Anderen im Parlament zu Frankfurt. Kann man sie nur im weiteren Sinne — wenn man will, geographisch — als österreichische Dichter bezeichnen, so erleichtert es jene Devise, sie zu vereinigen, ihr Wirken und Schaffen darzustellen. Doch muß man eine ältere Gruppe tirolischer Dichter von einer jüngeren unterscheiden. Man möchte Erstere die des Vormärz nennen. Nicht daß die Märztage eine scharfe Grenze ihrer Thätigkeit bildeten, wohl aber liegt der wichtigste Theil ihrer poetischen Leistungen vor dem Umschwunge von 1848, den sie mittelbar oder unmittelbar heraufführen halfen. Der Verfasser dieses Aufsatzes kannte jene Männer persönlich, war mit manchem verbunden, über ihre Ziele hat er sich jedoch vielfältig zu allgemeineren Standpunkten hinauf gelebt und darf daher immerhin den Versuch wagen, sine ira et studio ihr Bild im Rahmen deutscher Nationalliteratur zu skizziren, wenn er nicht daran denkt, eine tirolische Literaturgeschichte zu schreiben. Reiche Hülfsmittel boten Briefe, deren Benutzung ihm gestattet wurde, und die er benutzen will ohne Rücksicht auf irgend eine Partei. Eine Periode, welche in sich fertig vor mehreren Decennien abschloß, hat mit den leidenschaftlichen Pamphleten der Tagesliteratur nichts zu schaffen, sie fordert objective Wahrheit.

Zu jenem Kreise gehörten in erster Linie Johann Schuler, Joseph Streiter, Beda Weber; in zweiter Magnus Beyrer, Joseph von Lama, Simon Strobl und Andere noch Unbedeutendere. Einfluß hatte auf ihren Bund der Gymnasialprofessor Karlmann Tangl. Durch die Wahl des Berufes oder eines anderen Studienortes wurde dieser Bund jedoch bald gesprengt, nur wenige Freunde blieben zu Innsbruck. J. Schuler schrieb am 17. Januar 1824 an B. Weber nach Brixen: „Freund, glauben Sie mir, ich liebe mein Vaterland nicht weniger als Sie; wenn mir

Gott auch nicht die Gabe verliehen hat, mein Gefühl in glühende Lieder zu ergießen, aber darin liegt eben mein Jammer. Ich habe mich in die schönsten Träume künftiger Geistesgröße gewiegt! ich habe in meinen Zeitgenossen mit Jauchzen einen zweiten Göttinger Verein gesehen, dem Hölty, die Stollberge und so viele andere Unsterbliche entsprossen; seit sechs Jahren habe ich in diesem Traum gelebt; aber täglich stellt sich in mir mehr und mehr seine Nichtigkeit dar, eine Rakete um die andere, ein Brillantfeuer nach dem anderen erlischt, und ich sehe nur das hölzerne Gerüste, an dem so viele tausend Feuer mit den Sternen wetteifernd spielten."

Schon öfters hatte man davon gesprochen, die jungen Kräfte Tirols in einem Almanach zu versammeln, welcher dort, wo man bisher, wie Schuler an Flir schrieb, mehr dem Nützlichen und Starken als dem Schönen und Wahren einseitig nachgestrebt hatte, das Interesse für Literatur und Kunst wecken, dann den idealen Zusammenhang mit Deutschland vermitteln sollte. Im Jahre 1828 erschien der erste Band und von seinem Erscheinen datirt das Erwachen Tirols aus langem Schlafe und die Theilnahme am geistigen Leben der Gegenwart. Beachtenswerthe Talente leiteten die Bewegung ein, sie geht fort bis in unsere Tage und ist durch manches schöne Werk bezeichnet, an welchen eine Literaturgeschichte, welche die Thatsachen ins Auge faßt und sie nicht aus Interesse für eine Clique oder aus blödem Dünkel übersieht, nicht stumm vorbeischleichen darf.

Das Album: „Die Alpenblumen aus Tirol" vereinigte die vorhin Genannten. Senn gab zwar nicht seinen Namen, wohl aber ein Sonett „Macchiavelli", dessen Gedankenschwere unter all dem lyrischen Grünzeug einen eigenthümlichen Eindruck hervorbringt. Man fühlt: dieser ernste, harte Denker gehört nicht zu den schwungvollen jungen Männern, die er an Tiefe und Wissen weit übertraf. Alois Flir, damals Mediciner zu Wien, lehnte die Einladung Schuler's ab: „Ich freute mich gewiß innig, als ich sah, daß die Bestrebungen für Kunst und Wissenschaft, die schon seit geraumer Zeit da und dort wie einzelne Blitze aufzuglühen angefangen, vorzüglich sich durch Ihren Eifer gemeinsam fanden und verbanden; und ich betrachtete den Almanach als den ersten Ansatz der neu beginnenden, freieren, selbstthätigen Bildung, von wo aus dann diese immer höher und weiter sich entwickeln und ausbreiten werde. Ich selbst aber erbot mich weder zur Theilnahme daran, noch folgte ich einer mündlichen Mahnung; blos deshalb, weil ich — in Wahrheit — meine Erzeugnisse für ungeeignet hielt, zum Vergnügen

oder zur Aufregung eines Anderen ans Licht zu treten. Denn ohne alle Rücksicht auf Andere, aus einem gewissen Trutz meines Gemüthes entsprungen, sind sie mehr wild als schön und wohl mehr abstoßend als anziehend. Es ist nun zwar schon seit ziemlicher Zeit das Gefühl der Ruhe, Ordnung und Formschönheit in mir entstanden, und es beginnt sich leise in meine Aufsätze, die ich hie und da noch immer versuche, zu ergießen, aber noch hätte ich mich in dieser stillen Entwickelung etwa zwei Jahre zurückgehalten und dann erst ohne Scheu und Zögerung mich Ihnen angeboten und zu Ihrem Chore gestellt." Auch einige Nicht-Tiroler schlossen sich an.

Die „Alpenblumen" blühten jedoch nur drei Jahre. Das heimische Publicum war zu wenig zahlreich, um die Kosten zu decken. Deutschland wurde damals von zu großen politischen und socialen Interessen aufgewühlt, als daß man dem Erwachen des Lenzes in den Bergen hätte viel Aufmerksamkeit widmen mögen. Zudem enthielt das Album mehr Gras als Blumen: warum sollte man mittelmäßige Gedichte lesen, weil sie von Tirolern waren oder Tirol besangen? Solche particularistische Poesie läuft stets Gefahr, daß die Landesfahne den Gehalt vertreten soll und schwache Köpfe eine Cocarde für genügend zur Reise aul den Parnaß erachten. Die Stammeseigenthümlichkeit kann den echten Dichter heben, wenn er ihre Farben und Töne zur Individualisirung des Stoffes benutzt, er muß jedoch auf der Höhe seines Volkes stehen, sonst verkümmert er in dorfkirchlicher Beschränkung.

In dem Album ist keine Spur der Gegensätze zu bemerken, die später das Ländchen erschütterten; die Vorkämpfer der verschiedenen Parteien bewegten sich friedlich nebeneinander und schienen ein Ziel zu verfolgen. Die Clericalen ahnten jedoch bald mit dem ihnen eigenthümlichen feinen Instinct die Gefahr, welche diese so harmlosen, von der Censur gestutzten Büchlein durch das Erwecken geistigen Strebens über sie brachten. Beda Weber schrieb 1828 an Schuler: „Joseph Giovanelli in Bozen ist ganz fürchterlich auf unseren Almanach losgebrochen und schickt einen stolzen Priester nach Meran, laut beim Superior zu klagen über meine und Pius' Theilnahme; die Tendenz desselben sei verrucht und gotteslästerlich." Da trafen freilich Senn's scharfe Pfeile so recht ins Schwarze. Als das Album einging, gaben die Giovanelli ihrer Freude, ihrem Hohne unverhohlen Ausdruck. Indeß die Wirkung blieb nicht verloren; J. Streiter sagt mit Recht: „Das Unternehmen erlosch zwar, wenngleich nicht die Flamme, die sich daran entzündet und genährt." Die „Alpenblumen" werden in Tirol

noch immer gern gelesen, vielleicht jetzt sogar häufiger als bei ihrem Erscheinen.

Es ist nun an uns, über die Beiträger zu den „Alpenblumen" zu berichten und sie wenigstens flüchtig zu charakterisiren.

Joseph Thaler aus Ulten, geboren 15. October 1798, widmete sich dem Priesterstande und erhielt 1824 die Weihen. Seine Gedichte, die er als „Edelrauten aus Tirol" veröffentlichte, erinnern an die Bardenpoesie; mehr Anerkennung fand seine Geschichte von Tirol, die jetzt veraltet ist. Er starb am 27. December 1876 als Pfarrer in Kuens bei Meran.

Pius Zingerle, dessen Vater Kaufmann in Meran war, wurde 1801 am 17. März geboren. Er trat in den Benedictinerorden und fand zuerst als Seelsorger, dann als Professor am Gymnasium zu Meran Verwendung. Dann ward er an die Sapienza zu Rom berufen, kehrte aber wieder an das Gymnasium zurück, dessen Director er 1852 wurde.

Als Poet erinnert er an die Manier von Mathisson und Salis. Ruhm und Anerkennung brachten ihm seine Studien der orientalischen Sprachen, namentlich der syrischen, aus der er die „Marienrosen" übersetzte. Hochgeehrt, starb er am 10. Januar 1881.

Magnus Beyrer, geboren 1804 zu Pflach am Lech, wurde Jurist und starb am 4. September 1857 zu Innsbruck als Landesgerichtsrath. In den Dreißigerjahren versuchte er, eine belletristische Zeitschrift herauszugeben; ohne Erfolg, sie ist spurlos verschollen. Seine Gedichte erschienen nicht gesammelt.

Mit Simon Strobl, Joseph von Lama, Joseph Matzegger wollen wir uns nicht befassen; Gedichte außerhalb des Kreises der Alpenblumen veröffentlichte J. G. Lindenburg, so nannte sich der Herr v. Goldegg, Karl v. Riccabona und Franz Freiherr v. Unterrichter; dieser war reich genug, seine Werke, die Niemand las, in mehreren Bänden zu Frankfurt drucken zu lassen. Sollte sich Jemand mit ihm ausführlicher beschäftigen wollen, so verweisen wir auf Ambros Mayr und die Bibliothek des Ferdinandeum. Wir geben ja nur eine Skizze!

Keiner von den hier Genannten hatte auf die weitere Entwickelung des literarischen Lebens in Tirol Einfluß; von Bedeutung blieben für die Zukunft nur noch Schuler, Streiter, Weber. Sie gingen lange Hand in Hand. Streiter und Weber schufen rüstig, Schuler vertrat die Stelle eines ästhetischen Gewissensrathes, denn zum Dichten fehlte ihm die Spontaneität. Ein lebhafter Briefwechsel vereinigte die Ge-

trennten, die verschiedensten Fragen der Kunst und Poesie wurden berührt, wenn auch dabei weder hohe Gesichtspunkte entdeckt noch neue Gedanken zu Tag gefördert. Was Jeder für sich geleistet, wird später zu besprechen sein, hier erwähnen wir blos ihre gemeinsame Stellung zur Literatur ihrer Zeit. Sie wurzelte ohne Frage in der Romantik; gegen die sogenannte jungdeutsche Schule erklärten sie sich mit einer Entschiedenheit, welche damals als Ketzerei gelten mochte, von der unbefangenen Kritik späterer Tage jedoch vollständig gerechtfertigt wurde. Schuler sagt: „Die meisten Poeten des sogenannten jungen Deutschlands verstehen nur zu machen, nicht zu schaffen. Ihre Erzeugnisse gleichen auf ein Haar dem Homunculus. Was diese Leute, die das deutsche Volk durch und durch regeneriren wollen, auszeichnet, ist nebstbei ein totaler Mangel an wissenschaftlicher Tiefe, daher sie fortwährend Eier ausgackern, die sie nimmermehr zu legen im Stande sein werden. Als die Schlegel reformatorisch auftraten, gesellte sich eine große wissenschaftliche Reife zu ihrer niederschmetternden Kühnheit, daher hatten auch ihre kritischen Bemühungen einen nachhaltigen und ausgezeichneten Erfolg.“ Ebenso scharf äußerte er sich in einer Vorlesung, wobei er jedoch das poetische Genie Heine's lebhaft anerkennt. Das läßt auch Weber gelten und bedauert nur, daß man „bei so viel Poesie so jüdisch niederträchtig, so hündisch unsauber, so liberal lotterhaft sein könne.“ Streiter meint, Schuler habe das Buch der Lieder überschätzt. Er bezeichnet die Jungdeutschen als Leute, „welche ihre angeblichen Lorbeern nicht durch Schöpfungen, sondern durch Verwerfung alles bisher Geschaffenen erwarben. Ich sehe an ihnen nichts als ein Haschen nach Originalität, um Aufsehen zu erregen. Man nenne mir ein einziges Product von ihnen, das nicht den widerlichsten Eindruck auf Verstand und Herz zurückläßt.“ Senn erzählt eine Fabel: er habe im Frühling mit größtem Entzücken einer Nachtigall zugehorcht, als er jedoch hinter den Busch sah, Heine gefunden, der die Melodien nachpfiff, und sich mit Ekel abgewendet. Das schroffe Urtheil begreift man bei Senn, der von seinen Versen rühmte:

„Ich habe sie gelebt und nicht gedichtet.“

Die Unwahrheit in manchen Gedichten Heine's mußte ihn abstoßen, der am Elend des Daseins schwer genug trug. Hermann von Gilm schreibt 1844: „Der gegenwärtige Zank der jungen Dichter in Deutschland ist zwar unerfreulich und man könnte weinen, wenn sie von dem Baum der Freiheit die unreifen Knospen reißen und die Zukunft um Blüthe und Frucht betrügen. Aber doch ist es viel besser

als bei uns. Denn dieser Baum ist von unendlichem Wachsthum und ich möchte sagen: je mehr man ihn mißhandelt, desto üppiger treiben seine Zweige. Bei uns ist die Atmosphäre verpestet und die Sonne verbaut, und unsere künftigen Dichter werden lange, lange Schutt führen, ehe der Boden urbar ist." — Diese tirolischen Dichter sind wohl kaum dadurch gefördert worden, daß sie sich dem Strome der Modeliteratur, welcher die Papierschifflein so leicht dahinträgt, die man ihm überläßt, entgegenstemmten.

Das Triumvirat der Tiroler Poeten trug jedoch den Keim der Auflösung in sich, wenn auch die Risse und Sprünge oft geleimt wurden.

Weber neigte von Natur zu Mystik; er war durch seinen Stand und dessen esprit de corps gefesselt. Schuler hatte eine religiöse Erziehung genossen, noch als Dreißiger suchte er bei Herzensangelegenheiten Trost im Beichtstuhl, die Seherin von Prevorst führte ihn später zum „einfachen Glauben der Väter" zurück, bis er nach langen Kämpfen einen freieren Standpunkt erklomm. Streiter war nach dem Tode seiner Frau 1838 dem Pietismus verfallen; darüber wurde Schuler stutzig, dem wieder Weber seinen Pantheismus vorrupfte. Nur schied Streiter das Miasma bald aus und ging in der Selbstbefreiung noch weiter als Schuler, der bei der Wahl ins Parlament zu Frankfurt mit dem Decan im Widum zu Innsbruck transigirte. Noch weniger vertrugen sich Weber und Streiter. Jener schrieb schon 1840 an Schuler, „daß sich die Freundschaft mit Streiter nur mehr als Bekanntschaft fortschleppe." Streiter spottete bereits 1835 über Weber, „er sei in Görres und Phillips, mit denen er herumziehe, vernarrt," noch schärfer drückt er sich im April 1844 aus: „Schon seit langer Zeit finde ich in unseren Ansichten — literarischen, religiösen, philosophischen, politischen — keine Sympathie mehr vor; wie soll ein freundschaftliches Band bestehen, wenn die Interessen so sehr voneinander abweichen?" Dazu kamen Verstimmungen, welche aus den Verhältnissen Weber's und Streiter's zu einem Fräulein entsprangen, und auch Zwischenträger mögen hier, wo es sich um ein Weib handelte, geschadet haben. Das streift an den Tratsch und bleibt am besten unter dem Moder der Vergangenheit.

Vielleicht wäre noch ein Ausgleich möglich gewesen. Da veröffentlichte Streiter am 6. December 1843 in der „Augsburger allgemeinen Zeitung" einen Aufsatz: „Poetische Regungen in Tirol." Damals glich Tirol noch der braven Frau, von der Niemand redet, man

war an ein freies Wort nicht gewöhnt, jede Aeußerung in einem öffentlichen Blatte hallte durch alle Berge wieder, so daß uns jetzt dieses Echo fast unbegreiflich scheint. — „Wer hat das gewagt? Wer hat das geschrieben?" lag auf allen Zungen. Man hatte Den und Jenen in Verdacht. Fr. Lentner sagte scherzend zu Weber: „Da hat einer im Land eine saure Brühe gekocht, die Brocken werden erst noch nachkommen. Gott verzeih dem armen Sünder!" Bald kriegte man diesen heraus, und zwar auf amtlichem Wege, was in den Tagen der Censur kein Spaß war. Wir verzeihen ihm von Herzen, denn er hat Tirol in die deutsche Journalistik eingeführt; und das vergeben wir ihm auch: daß er sich selbst besprochen. Er mußte es thun, obschon er an Eigenlob vielleicht mehr brachte, als ihm Unbefangene zugestehen. Er erlaubte sich jedoch auch die anderen olympischen Götter zu recensiren. Noch übler wurde es genommen, wenn er von einem schwieg. Ihm war ein kecker Wurf gelungen; nachdem er jedoch das Eis gebrochen, ging's in allen Blättern los; das wichtigste politische Ereigniß warf nicht so viel Staub auf, als dieser Poetenrummel in Tirol, wo man sonst nur „Gebeter" sprach und den Kalender las. Auch das wäre spurlos vorübergegangen, wie auf einem Sumpf, den zufällig ein Stein gestört, bald wieder Ruhe eintritt. Da erschien 1844 eine Reihe giftiger Artikel in der „Augsburger Postzeitung;" die Liberalen wurden schmählich verhöhnt und denuncirt. Man rief Beda Weber als Verfasser aus. Dieser widersprach auf das entschiedenste. Doch abgesehen davon, lagen sehr gewichtige Gründe vor, ihn freizusprechen. Daher stellte sich auch das alte Verhältniß zu Schuler, Flir und anderen Freunden bald wieder her. Auch L. Steub fand es angezeigt, nach langen Jahren noch Weber's Grab zu beschmützen. Was er verbrochen haben sollte, ließ sich jedoch leicht widerlegen und als ich Steub erwidern konnte, daß ich nun auch den Namen des Verfassers wisse, wenn ich ihn auch vorläufig nicht angebe, mußte er ganz schweigen.

(Fortsetzung folgt.)

Geistiges Leben in Oesterreich und Ungarn.

A. Lewicki. Powstanie Swidrygielly (Der Aufstand des Swidrygiełło). Eine von dem historisch-literarischen Vereine in Paris mit dem ersten Preise gekrönte Schrift. Abhandlungen der hist. phil. Cl., in 8, Bd. XXIX, S. 128—516.

Die obige Schrift ist in 24 Capitel eingetheilt. Die drei ersten (betitelt: Jagiełło und die polnisch-litauische Union, das Verhältniß Litauens zu Polen bis zum Tode Witolds, die Krönungsaffaire) bilden die Einleitung. Der Verfasser sucht in denselben die Bedeutung der polnisch-litauischen Union sowohl für die beiden Staaten, als auch für die Civilisation überhaupt, sowie das Verhältniß Litauens zu Polen bis zum Tode Witold's im Jahre 1430, in welchem der Aufstand Swidrygiełło's ausbrach, darzustellen, und gelangt nach eingehender Besprechung der bezüglichen Thatsachen zu dem Resultate, daß die polnisch-litauische Union eines der größten Werke der europäischen Geschichte gewesen ist, indem sie nicht nur unermeßliche Länderstrecken ohne Blutvergießen für die Cultur gewann, sondern auch eine neue Form der civilisatorischen Arbeit schuf, die im Gegensatz zu dem bisherigen Ausrottungssystem in der friedlichen Heranziehung, Emporhebung und stufenweisen Gleichstellung der Barbaren bestand. Nach dem Plane Jagiełło's und der Polen sollte nämlich Litauen in politischer Beziehung seine Selbstständigkeit zwar verlieren und Polen einfach einverleibt werden, aber dafür mit der Zeit in jeder Beziehung demselben gleichgestellt, katholisirt, nach dem Muster Polens eingerichtet und auf das den Polen eigene Niveau des staatlichen und gesellschaftlichen Lebens gebracht werden. Dieser Gedanke zieht sich wie ein rother Faden durch die ganze Geschichte der litauisch-polnischen Verbindung, bis er endlich in der Lubliner Unionsacte vom Jahre 1569 verwirklicht wurde. Allein — die litauisch-polnische Union war, um Caros zu gebrauchen, eine zu große Erscheinung in der Geschichte, um

sich in rein gemüthlichem Gange zu erfüllen, um nicht starke Rückbildungen zu erfahren. Es verstand sich von selbst, daß gegen diese Pläne sich eine Opposition in Litauen bilden mußte. Diese Opposition bewegte sich in zwei Richtungen, die voneinander zu unterscheiden sind: einerseits waren es die Litauer, die den Verlust ihrer staatlichen Selbstständigkeit nicht verschmerzen, andererseits die Ruthenen, die es nicht dulden wollten, daß man ihrer Kirche offen den Krieg ankündigte. So kam es, daß gleich zu Anfang in Litauen im Bunde mit dem deutschen Orden offene Aufstände ausbrachen, die im Jahre 1392 damit gestillt wurden, daß sich Jagiełło entschloß, dem Selbstständigkeitsgefühle der Litauer insoferne Rechnung zu tragen, daß er ihnen ihrem Wunsche gemäß einen eigenen Großfürsten, in der Person seines Vetters Witold, bestellte. Doch ist der neue Großfürst durchaus nicht als Souverain von Litauen anzusehen, da Jagiełło selbst immer der eigentliche Herr Litauens geblieben, und Witold nichts anderes als nur sein auf Lebenszeit ernannter Stellvertreter war, nach dessen Tode das Land mit allen seinen Territorien unbedingt an Jagiełło und die Krone Polen zurückfallen sollte. Das ursprüngliche Programm wurde also dadurch nicht alterirt, sondern dessen vollständige Ausführung gleichsam bis zum Tode Witold's vertagt. Diese ungelöst gebliebenen Gegensätze sind nun als die wahren Motive des nach dem Tode Witold's unter Führung des Świdrygiełło ausgebrochenen Aufstandes zu betrachten. Witold, der sich ganz in die Ideen Jagiełło's hineinlebte, hatte jede Opposition während seiner Regierung mit starker Hand niedergehalten; aber zu Ende seines Lebens wurde er selbst diesem Programme untreu, indem er durch seine Krönungsgelüste die von ihm selbst gedämpften politischen Leidenschaften der Litauer wachrief und einen Sturm heraufbeschwor, der die Union in hohem Grade bedrohte. Świdrygiełło war es, der nun diesen Sturm noch weiter anfachte.

Das Capitel IV befaßt sich mit dem Vorleben Świdrygiełło's. Er war unzweifelhaft ein gläubiger Katholik, aber nichtsdestoweniger bei den schismatischen Ruthenen beliebt, da er zugleich ein Förderer ihres Glaubens war: diese Grundsatzlosigkeit beweist, daß es ihm nicht um höhere Ziele, sondern nur darum zu thun war, die Regierung von Litauen an sich zu reißen. Da er von seinem Bruder, dem König Jagiełło, zu Gunsten Witold's übergangen wurde, so war er von Jugend an der eifrigste Verfechter der Sonderbestrebungen der Litauer und Reußen, ohne, wie es scheint, mit sich über das künftige Verhältniß Litauens zu Polen im Klaren zu sein. Fünfmal vor dem Jahre 1430 hatte er versucht, Unruhen und Aufstände in Litauen anzustiften. Der gefährlichste war der Aufstand aus den Jahren 1401—1404, bei dem er von dem deutschen Orden kräftig unterstützt wurde, und der sowohl das eigentliche Litauen, als auch die ruthenischen Länder, Smoleńsk und Podolien umfaßte. Aber das hatte Świdrygiełło wohl kaum gehofft, daß sein größter Feind Witold ihm den Boden so trefflich vorbereiten werde, denn Litauen stand in vollen Flammen, als mit dem Tode Witold's seine Zeit gekommen war.

Die Polen und der König beabsichtigten den Wortlaut der Verträge nun wahr zu machen und Litauen der Krone Polen einzuverleiben,

wogegen die Litauer einen neuen Großfürsten verlangten und dazu den Świdrygiełło eigenmächtig ausriefen. Der König, der sich damals in Litauen befand, gab schließlich sein Jawort dazu, ohne aber den von ihm vertretenen Standpunkt, daß der Großfürst von Litauen kein Souverän, sondern nur sein zeitweiliger Stellvertreter sei, aufzugeben. Das wollte sich Świdrygiełło nicht gefallen lassen; und als nun noch die Polen die Litauer aus Podolien, wider den Willen des Königs, eigenmächtig verdrängten, so kam es dazu, daß der Großfürst die mit dem König anwesenden Polen mißhandelte, den König beschimpfte und sogar festnahm. Der nun folgende Aufstand hatte einen streng antikirchlichen, schismatischen Charakter, so daß also der Krieg, den Polen hier führte, als ein Krieg für den Glauben und die europäische Civilisation anzusehen ist. Das wollte freilich Świdrygiełło nicht zugeben, denn er war Katholik und hatte nicht die Entschlossenheit, sich ganz in die Arme der Schisma zu werfen, glaubte vielmehr sowohl im Osten, als auch im Westen Bundesgenossen finden zu können. Diese Hoffnung war auch berechtigt, denn die polnisch-litauische Union hatte viel Sympathie bei den Völkern, grundsätzliche Feinde aber nur bei den Regierungen der Nachbarländer. Nichtsdestoweniger hatte Świdrygiełło anfangs im Osten nur die Tartaren und den moldauischen Wojwoden Alexander den Guten zum Bundesgenossen gewonnen, welch letzterer hussitische Prediger in seinem Lande herumziehen ließ und jetzt mit Świdrygiełło, wegen des gefährdeten schismatischen Glaubens ein Bündniß einging. Die anderen russischen Schismatiker hielten sich einstweilen fern, wahrscheinlich, weil sie ihm nicht trauten. Mit den Hussiten waren auch Verhandlungen gepflogen, ein Bündniß aber kam nicht zu Stande, weil es dem Świdrygiełło an dem römischen König Sigmund gelegen war, der doch nicht in einer Reihe mit den Hussiten kämpfen konnte. So rächte sich an dem Großfürsten seine Zwitterstellung. Aber der höchste Beschützer des Glaubens, der römische König Sigmund, trug kein Bedenken, sich der Sache Świdrygiełło's mit allem Eifer anzunehmen. Selbst der Hochmeister, Paul Rußdorf, zauderte lange; erst durch König Sigmund und durch Drohungen des Großfürsten gedrängt, schloß er mit ihm das verhängnißvolle Bündniß von Christmemel (19. Juni 1431) ab.

Unterdessen begann Polen den Krieg, der hauptsächlich um die Feste Łuck in Wolhynien geführt wurde. Der Verlauf des Krieges zeigt, daß Świdrigiełło der Sache durchaus nicht gewachsen war, die er auf seine Schultern genommen, da er nach etwas mehr als zwei Monaten mit den Polen am 1. September, zur ungelegensten Zeit, einen zweijährigen Waffenstillstand in Łuck schloß, da 14 Tage vorher der deutsche Orden in Polen eingefallen war.

Dem weiteren Krieg machte die Bekanntmachung des Waffenstillstandes von Łuck ein Ende, in welchen auch der deutsche Orden und die Moldau einbegriffen wurden.

Dieser unerwartete Einfall des deutschen Ordens verlieh zunächst dem Kriege einen anderen Charakter, indem man sich jetzt die Losung gab, sich mit den stammverwandten Litauern und Ruthenen zu versöhnen, um

mit vereinten Kräften an den Fremden sich zu rächen. Als aber Świdrygiełło die ihm dargereichte Hand zur Versöhnung wegstieß und vom deutschen Orden unter keiner Bedingung ablassen wollte, als auch die bei der christlichen Welt gegen den Orden vorgebrachten Klagen ohne Wirkung blieben, indem nur der Papst Eugen IV. mit dem König von Polen ein Bündniß gegen das Baseler Concil einging und gegen den deutschen Orden auftrat, erfolgte in Polen jene denkwürdige, radicale Wendung der Politik, welche man damals als „den Krieg gegen die ganze deutsche Nation" bezeichnete. Es sollte das nämlich nicht nur den Krieg gegen die Deutschen als solche, sondern auch eine Auflehnung wider das damalige in erster Reihe von den Deutschen geschaffene System bedeuten. Zu den diese neue Wendung bezeichnenden Thatsachen und Bestrebungen gehören: das Bündniß mit den Hussiten, das jetzt abgeschlossen wurde; die polnischen, wider den König Sigmund und beziehungsweise den deutschen Orden gerichteten Agitationen in Ungarn und in Preußen, die durch die Polen bewirkte Sprengung des litauischen Reiches in das katholische Litauen und schismatische Reußen; endlich die Gleichstellung der Schismatiker mit den Katholiken, die allen damaligen Begriffen zuwiderlief.

Unterdessen wurde der Krieg von Świdrygiełło unmittelbar nach seinem Sturze mit Sigmund und mit Polen begonnen, denn der Łucker Waffenstillstand wurde durch die Ereignisse selbst überholt. In diesem Kriege standen im großen Ganzen bei Sigmund Litauen und Samogitien, bei Świdrygiełło Reußen, mit Ausnahme des schon polnischen westlichen Wolhyniens und Podoliens. Der Krieg bestand aus zwei combinirten Feldzügen des Świdrygiełło, indem er selbst mit livländischen Hülfstruppen nach Litauen, und seine Bundesgenossen, die Tartaren und Walachen nach Podolien eindrangen, während der deutsche Orden von Norden her in Polen einfallen sollte. Beide Feldzüge des Świdrygiełło mißlangen. In dem ersten, im Spätherbst 1432, erlitt er selbst von Sigmund eine Niederlage bei Oszmiana; sein Feldherr, der tüchtige Fürst Fedko Nieswidzki, von den Polen bei Kopestrzyn in Podolien. Der zweite Feldzug, zu Anfang des Jahres 1433, mißlang in Folge der Unbotmäßigkeit des livländischen Landmeisters Rutenberg, der der Verabredung zuwider, sich mit Świdrygiełło in Litauen zu vereinigen verabsäumte. Der Hochmeister Rußdorf aber war, trotz gegebener Versprechungen, auf dem Kriegsschauplatze gar nicht erschienen.

Inzwischen näherte sich das Ende des Łucker Waffenstillstandes (24. Juni 1433). Man hatte schon früher in Polen beschlossen, nach Ablauf desselben alle Kräfte gegen den Orden zu verwenden, um zuerst diesen gefährlichsten Feind aus dem Felde zu schlagen. Aber im letzten Augenblick lockerte sich das Bündniß mit den Hussiten, unter welchen in dieser Beziehung zwei Parteien sich bildeten, die des Czapek und des Biedřich, welch letzterer mehr dem Świdrygiełło zuneigte und durch einen Zug nach Ungarn durch Polen, wie es scheint, das eben von Czapek mit den Polen verhandelte Zusammenwirken zu vereiteln suchte. Czapek blieb dem Bündniß treu, aber zuletzt ergab sich, daß nur er mit seinen

etwa 7000 Orphaniten gegen den Orden mitzuwirken bereit war. Auch erlitten die Polen in dieser Zeit einen harten Verlust durch den Verrath des Fürsten Alexander Nos, welcher die wichtige Feste Łuck an Świdrygiełło übergab, in Folge dessen noch ein Aufstand in dem sogenannten Polesie und Schwarzreußen ausbrach.

Im Sommer 1433 erfolgte dann der Rachekrieg gegen den Orden. Der Kriegsplan bestand darin, daß gleichzeitig an allen Grenzen Armeen aufgestellt wurden, theils um die Kriegsmacht des Ordens zu theilen und zu fesseln, theils um die erwarteten Angriffe des Świdrygiełło abzuwehren, während die westlichen Wojwodschaften zusammen mit den Hussiten in die Neumark und Pomerellen einfallen und dieselben möglichst gründlich verwüsten sollten. So erklärt es sich, daß die eigentliche Angriffsarmee nicht so groß war, als es nach den großen Vorbereitungen zu erwarten stand, und daß der Orden demungeachtet so wenig Widerstand zu leisten vermochte. Wenn zwar durch die Belagerung von Chojnice, dem ursprünglichen Plane zuwider, viel Zeit umsonst vergeudet wurde, so wurde doch der eigentliche Zweck des Feldzuges vollkommen erreicht, denn Pomerellen und die Neumark wurden schrecklich verwüstet und der Hochmeister gezwungen, den dreimnoatlichen Waffenstillstand von Jasieniec abzuschließen, während dessen um einen definitiven Frieden verhandelt werden sollte.

Gleichzeitig wurde auch auf den östlichen Kriegsschauplätzen gekämpft, denn Świdrygiełło und der livländische Landmeister unternahmen einen combinirten Angriff auf Litauen, Wolhynien und Podolien. In den beiden letzteren Ländern hielten sich beide Theile ungefähr die Waagschale, aber der litauische Feldzug war der erfolgreichste von allen denen, die von Świdrygiełło geführt wurden, denn er eroberte eine ganze Reihe von festen Orten, wie Krewo, Zasław, Mińsk, Borysów, das ist das ganze südöstliche Litauen, bis eine Seuche im Heere seine weiteren Fortschritte hemmte.

Aber von diesen Kriegsbegebenheiten weg wendet sich von nun an die Aufmerksamkeit zu den nun folgenden zwischen dem Orden und Polen geführten Friedensverhandlungen, denn in denselben liegt in der folgenden Zeit der Schwerpunkt der Lage. Nach den Bestimmungen des Waffenstillstandes von Jasieniec sollten die Verhandlungen am 30. November in Brześć vor sich gehen. Noch vor diesem Tage machten die Polen ihre Bedingungen bekannt. Es waren dies die berühmten vier Artikel: Abtretung von Nieszawa (Nessau), Aufgeben des Świdrygiełło, Ausschluß jeder Ingerenz, selbst der des Kaisers und des Papstes, in die Beziehungen des Ordens zu Polen, Garantie des Friedens durch die beiderseitigen Unterthanen, dadurch verschärft, daß sowohl der Orden als der König ihren Unterthanen Urkunden ausfolgen sollten, womit sie dieselben, im Falle der Nichterfüllung der Friedensbedingungen, des Gehorsams entbinden, welche Urkunden die beiderseitigen Unterthanen untereinander austauschen werden. Wichtig sind vor allen die beiden letzten Bedingungen. Die erste von diesen beiden, durch welche dem Orden sein universaler Charakter, seine Mission, benommen wurde; und die letzte, durch welche

der Orden förmlich unter die Aufsicht seiner Unterthanen gestellt und ein ewiges Ferment in sein Land geworfen wurde. Diese Artikel machten auch in Europa ein großes Aufsehen; der Kaiser, der Orden, Świdrigełło veranlaßten aus diesem Grunde leidenschaftliche Debatten auf dem Baseler Concil, indem sie verlangten, daß dem König von Polen ein Proceß anhängig gemacht werde. Auf dem Verhandlungstag zu Brześć verwarf der Orden die Artikel. Aber da wirkte der nach Preußen geschleuderte Köder. Da nach dem Scheitern der Verhandlungen unmittelbar der Krieg von Neuem beginnen sollte, erklärten die Preußen durch den Mund des Thorner Bürgermeisters, Hermann Reusap, daß sie Frieden wollen, und wenn man ihnen keinen Frieden schafft, so soll der Orden wissen, „daß wir selber dafur gedencken wollen, und wollen eyn herrn suchen, der uns fryde und ruhe wirt schicken". Das mußte der Hochmeister zu Herzen nehmen. Er schickte unverzüglich neue Gesandten zum König nach Łęczyca und schloß den zwölfjährigen Łęczycer Beifrieden ab, in welchem die streitigen Artikel ihren Platz gefunden haben, und welchem unmittelbar Verhandlungen über den ewigen Frieden folgen sollten.

Der Hochmeister, welcher diesen Beifrieden nur unter dem Drucke seiner Unterthanen geschlossen hatte, war nicht gesonnen, die dort eingegangenen Verpflichtungen zu erfüllen, die Polen aber bestandeu unverbrüchlich auf den vier Artikeln und waren entschlossen, dieselben auch in dem ewigen Frieden durchzubringen. Bei diesen Bestrebungen hatten sie die eifrigsten Bundesgenossen in den preußischen Landständen, die durchaus Frieden wollten, ihre Herrschaft mit Argusaugen bewachten und derart hemmten, daß der Hochmeister trotz des besten Willens den Krieg nicht erneuern konnte. Unter diesen Umständen bestand seine Taktik darin, daß er den Landmeister von Livland und den Świdrygiełło vorschob, um selbst erst im Falle eines entscheidenderen Sieges derselben loszuschlagen. Nach dem letzten Verhandlungstag in Beześć (April 1435) bereitete man sich zum Entscheidungskampf und Rußdorf war auch entschlossen, theilzunehmen. Aber wie beklagenswerth war seine Lage! Als er seine Unterthanen aufforderte, zum Kriege bereit zu sein, da wurden in den Städten Volksversammlungen zusammenberufen und diese antworteten, „wie das sie wol wusten, das eyn byfrede zuschen unsern heren, desem Lande und dem reiche zu Polan gemacht were, der noch 10 ior lang sulde steen", und baten den Rath, „das sie unsern hern homeister sulden vormanen und beten, das eyn sulchs in sulcher weise, also das gelobit und versegelt were, werde gehalden". Ganz ebenso antworteten die preußischen Ritter: „wir horen wol, das ir den beyfrede nicht halden wolt, dorumb kunnen wir eych keyns nicht geraten"; und der Thorner Bürgermeister, Johann Stertz, drohte sogar: „wente ich besorge mich, do muchte eyn boser wyndt noch wehen, der langsam gelegert werde". Die Gefangennehmung des Stertz war nur noch Oel ins Feuer; die Stimmung und die Vorgänge in Preußen, die darauf folgten, stellt am besten der Bericht des Comthurs von Thorn vom 18. August 1435 dar, woraus wir sogar erfahren, „wi daz di czeitungen czu Krakaw gancz offenbar sein, daz die stete deß landes czum herrn koninge von Polen hulfe sollen begert haben".

Das waren die namhaftesten Resultate „des Krieges gegen die ganze deutsche Nation", den der leichtfertige Friedensbruch des Ordens heraufbeschworen hatte.

Aber nicht nur in Preußen hat die Politik der Polen solche Früchte getragen; wenn nicht alle Anzeichen trügen, geschah Aehnliches auch in dem litauischen Reußen, d. i. in dem Herrschaftsgebiete des Świdrygiełło. In derselben Zeit nämlich war dort eine Verschwörung gegen Świdrygiełło ausgebrochen, die, wie es scheint, ganz Reußen, sowohl im Norden als auch im Süden umfaßte. An der Spitze derselben stand der Kiewer Metropolit Herasym, zu den Theilnehmern gehörten die tüchtigsten und treuesten Anhänger Świdrygiełłos, die Fürsten Alexander Nos und Fedko Nieświdzki. Das Ferment aber, das die Gährung verursachte, scheint die damals in Reußen, wie im ganzen Orient, an der Tagesordnung gewesene Kirchenunion abgegeben zu haben.

Das Capitel XX bespricht nun diese Vorgänge. Es wird hier zuerst gezeigt, wie infolge dessen, daß die Sache der Kirchenunion im Gegensatz zum Basler Concil, mit dem es die Polen im späteren Stadium hielten, in die Hände des Papstes Eugen gerathen war, die Polen in dieser für sie äußerst wichtigen und sonst eifrig betriebenen Angelegenheit zur Unthätigkeit gezwungen wurden; wie deshalb ihre Feinde, Świdrygiełło, im Widerspruch mit sich selbst, und der Orden sich der Sache annahmen und einen nachhaltigen Eifer in derselben bewiesen. Aber das gereichte ihnen nur zum Schaden, denn es entstand eine wohl erklärliche Gährung im Lande, die die Edlen für ihre Zwecke auszunützen verstanden; einerseits suchten sie durch Auffangen der Correspondenzen mit dem päpstlichen Stuhl die Sache zu hintertreiben, andererseits gelang es ihnen und ihren Anhängern in Litauen, die in dieser Angelegenheit wichtigste Persönlichkeit, den unionsfreundlichen Metropoliten Herasym zu gewinnen, der wohl eher von der streng katholischen Seite, als von einer confessionellen Amphibie in der Art des Świdrygiełło das Zustandekommen der Union erwarten durfte. Die infolge dessen entstandene Verschwörung, die einen Abfall zu Sigmund beabsichtigte, wurde zwar von Świdrygiełło erstickt, der Metropolit auf dem Scheiterhaufen hingerichtet; aber Polen gewann damals infolge der Verschwörung Łuch und Krzemienic, d. i. Wolhynien, und zwei der tüchtigsten Streiter des Świdrygiełło, Nos und Nieświdzki, und hatte außerdem noch den Vortheil, daß in dem Augenblicke der Entscheidung die Herrschaft seines Feindes tief erschüttert und unterwühlt war.

Im Jahre 1435 sollte nun die Entscheidung erfolgen, und man bereitete sich allerseits zum Kampfe. Wie einst auf die „Reisen" des Ordens strömten die deutschen Ritter nach Preußen und Livland. Auch der Hochmeister Rußdorf war entschlossen, an dem Kampfe theilzunehmen, aber in der Lage, in der er war, hatte er nicht den Muth, seinen Ständen Trotz zu bieten. Seine Theilnahme hing davon ab, ob auch endlich der Kaiser seine immer wiederholten feierlichsten Versprechungen erfüllen und in den Kampf thätig eingreifen wollte, denn dessen Autorität würde wohl auch die preußischen Stände zum Schweigen gebracht haben. So stellte

denn Rußdorf seine Armee kampfbereit auf der Grenze auf, und schickte an den Kaiser, um von ihm die Losung zum Kampfe zu erhalten, wobei er ihm ausdrücklich bedeuten ließ, daß, wenn er auch jetzt nicht eingreife, der Orden mit Polen seinen Frieden schließen müsse. Aber die Haltung des Kaisers war seit der ihm von den Polen vorgeschlagenen Familienverbindung unerklärlich. In dem Augenblicke, wo allen Anzeichen nach, die Polen sich zum letzten Stoß bereiteten, trat er mit dem Project eines allgemeinen Friedenscongresses auf und leitete darüber langwierige Verhandlungen ein, in denen ihn die Polen meisterhaft dupirten und so lange hinhielten, bis sie die umfassendsten Anstalten getroffen hatten, um den Krieg mit einem großen Schlag in Litauen zu beendigen. Die Polen sandten etwa 12.000 Mann unter Jacob Kobylański voran, dem dann alle verfügbaren Streitkräfte nachfolgen sollten. Da machte der Hochmeister einen verzweifelten Versuch, die Polen zu Hause zurückzuhalten. Unter dem Vorwande einer von Puchała verübten Gewaltthätigkeit sendete er nach Polen ein Ultimatum, wodurch die Polen stutzig gemacht, beschlossen, nicht auszurücken, um dem erwarteten Einfall des Ordens entgegenzutreten, aber freilich auch, um gegebenenfalls dem Orden den Krieg ins Haus zu tragen. Die gelungene List half aber schließlich dem Orden nicht viel, denn die Armee des Kobylański, der sie noch durch Heranziehung der polnischen Garnisonen in Litauen auf etwa 15.000 Mann verstärkte, reichte aus, um im Vereine mit den Litauern den Świdrygiełło und dem livländischen Landmeister am 1. September 1435 die entscheidende Niederlage an der Świeta beizubringen. Den Oberbefehl führte der Sohn Sigmunds, Michael; die Schlacht wurde auf einem sumpfigen Boden im Süden von Wilkomierz zwischen einem See und der Świeta gekämpft; der Sieg wurde dadurch errungen, daß die polnisch-litauische Armee durch ein geschicktes Manöver die auf einer Rückbewegung begriffene feindliche Armee in zwei Theile spaltete und dann die einzelnen Theile nacheinander überwältigte; die Palme des Tages gebührte den Polen; ein Racenkampf ist auch hier nicht zu verkennen, da man vor Allem gegen die Deutschen wüthete und unter ihnen besonders gegen diejenigen, von denen man glaubte, daß sie vom Hochmeister gesendet waren, weil dieselben nach dem Łęczycer Vertrag noch zehn Jahre den Frieden bewahren sollten. Nach dem Siege wollte man gleich nach dem nun ganz wehrlosen Livland ziehen, und wenn man bedenkt, daß auch in Polen alle übrigen Streitkräfte sich anschickten, nach Preußen den Krieg zu tragen, so ist der Ernst der Lage für den Orden leicht zu ermessen. Da legte sich der mit dem Orden coquettirende Großfürst Sigmund ins Mittel, er hielt die siegreiche Armee in ihrem Zuge nach Livland auf, und brachte auf diese Weise die Polen um die unmittelbaren Früchte ihres Sieges.

Nach diesen Vorgängen wurde nunmehr endlich der ewige Friede mit dem Orden zu Brześć am 31. December 1435 abgeschlossen, denn nach der Niederlage Świdrygiełło's und Livlands an der Świeta, gelangte Rußdorf zu der Ueberzeugung, daß der Orden sich mit den Polen nicht mehr messen könne.

Nun kam die Reihe an Świdrygiełło. Nach der Niederlage an der Święta versuchte er noch die versprengten Streitkräfte zu sammeln und gewann die Unterstützung der Tartaren; ja es gelang ihm, noch bedeutende Erfolge zu erringen, Łuck und Krzemieniec und auch Podolien kamen wieder in seine Hände. Aber unterdessen fiel von ihm ganz Nordreußen ab, zuerst Smoleńsk, dann Połock und Witebsk, die am treuesten bisher zu ihm gehalten haben; der Orden antwortete auf seine Mahnungen nicht mehr; so mußte er auch zur Einsicht gelangen, daß es nun an ihm wäre, seinen Frieden mit den Polen zu machen, und er schloß daher, mit ihnen zuerst im November 1436 einen Waffenstillstand ab. Die Nachricht davon scheuchte den Großfürsten Sigmund auf, der deshalb beschloß, durch Verdrängung seines Gegners aus seinen letzten Besitzungen, Kiew und Łuck, den Thatsachen zuvorzukommen. Da begab sich aber jetzt Świdrygiełło selbst nach Krakau, von da nach Lemberg, und schloß hier mit den polnischen Herren aus Rothreußen einen Vertrag, demzufolge er zwar Łuck gegen Entschädigung den Polen übergab, aber dafür von den rothreußischen Herren das Versprechen erhielt, ihn mit allen Kräften gegen Sigmund zu unterstützen. Froh des neuen Erfolges gab er sich abermals den besten Hoffnungen hin. Aber der Generallandtag zu Sieradz verwarf den Vertrag von Lemberg; die von ihm nach Litauen abgefertigte Gesandtschaft verpflichtete sich im Gegentheil Sigmund gegenüber, demselben der Grodner Abmachung vom Jahre 1432 zufolge Łuck zurückzuerstatten und den Świdrygiełło aus dem Lande zu verjagen. So spaltete sich Polen in Bezug auf Świdrygiełło in zwei Parteien; die rothreußischen Herren wollten Litauen zwischen ihm und Sigmund getheilt wissen, die regierenden Kreise dagegen den Świdrygiełło ganz unschädlich machen. Vom ausschließlich polnischen Interesse aus betrachtet, scheinen die Rothreußen doch das Richtigere angestrebt zu haben, da Sigmund sich durchaus nicht gefügiger den Polen erwies, ja als die Rothreußen ihm Łuck dennoch vorenthielten, mit dem Orden eine neue Verbindung gegen Polen anstrebte, und mit dem Nachfolger des Kaisers Sigmund, Albrecht II. ein Bündniß einging. Aber die mit Świdrygiełło gemachten Erfahrungen scheinen überwogen zu haben. Derselbe verlor endlich Alles; höchstens kann ihm noch ein kleiner Theil Podoliens zurückgeblieben sein. Erst als Sigmund am 10. März 1440 ermordet wurde, setzte sich Świdrygiełło wieder in Besitz von Łuck, was auch die Polen freilich nicht ohne Vorbehalt, geschehen ließen.

Als allgemeines Resultat des Aufstandes des Świdrygiełło ergibt sich, daß er gerade das Gegentheil brachte, als was er anstrebte, da die litauisch-polnische Union, die er zu sprengen versuchte, um so kräftiger und vollkommener aus ihm hervorging. Und das ist das Charakteristische in ihrer ganzen Geschichte, daß, so oft man an diesem Völkerbunde zu rütteln versuchte, die gegenseitigen Bande um so fester sich schlossen. Die Union wurde jetzt dadurch gekräftigt, daß ihr größter Gegner, der deutsche Orden, unschädlich gemacht wurde; daß das der Union zugrunde liegende Princip der Gerechtigkeit und Gleichheit insoferne einen Fortschritt machte, daß man nun den Ansprüchen der Litauer auf eine weitere staatliche

Besonderheit gerecht wurde; daß sich erst in diesem Aufstande der Einfluß der litauischen Magnaten auf die Staatsgeschäfte geltend machte und somit die bei der Union in Aussicht gestellte Gleichmachung beider Theile ihrer Verwirklichung näher rückte; daß man endlich die schismatischen Ruthenen, allen Zeitbegriffen zum Trotz, mit den katholischen Litauern in politischer Beziehung gleich stellte, was bald darnach, mit dem Privileg vom 22. März 1443 nach vollbrachter Florentiner Kirchenreunion, erneuert wurde. Dieser letztere Umstand ist besonders wichtig, da erst dadurch die litauisch-polnische Union, dem ihr zugrunde liegenden Principe entsprechend, ihren Abschluß erhielt.

Die Arbeit schließen Quellenbelege und ein Anhang mit dreizehn unbekannten Actenstücken, aus dem Dresdener, Danziger und Königsberger Archiv aus den Jahren 1431 bis 1435.

Pfalzgraf Friedrich Michael von Zweibrücken und das Tagebuch seiner Reise nach Italien. Von Geheimen Legationsrath Dr. Ludwig Trost und Dr. Friedrich Leist in München. C. C. Buchner's Verlag 1892. gr.-8. 306 S. Preis Mark 10.—.

In dem vorliegenden, von der Verlagshandlung sehr geschmackvoll ausgestatteten Buche empfangen wir eine neue, höchst erwünschte Veröffentlichung aus dem königlichen geheimen Hausarchive zu München, welche sich mit der sympathischen Figur des Pfalzgrafen Friedrich v. Zweibrücken beschäftigt. Als Titelbild finden wir ein Porträt des Pfalzgrafen nach dem Aquarelle im königlich bayerischen Nationalmuseum zu München, und als Anhang eine große Stammtafel des pfalzbayerischen Herrscherhauses. Das schöne Buch ist dem Vorstande des königlichen geheimen Haus- und Staatsarchives, Herrn Ministerialrath Dr. Ritter v. Rumpler gewidmet und zerfällt in zwei Theile. Im ersten gibt Geheimrath Dr. Trost einen quellenmäßigen Abriß der Lebensgeschichte des Pfalzgrafen Friedrich Michael, des Urgroßvaters des Prinzregenten Luitpold von Bayern. Derselbe wurde am 27. Februar 1724 zu Rappoltsweiler als zweiter Sohn des Pfalzgrafen Christian III. von Pfalz-Birkenfeld geboren und als Chef des Regimentes „Royal Elsaß" bereits mit zehn Jahren der französischen Armee eingereiht, in welcher er bald zum Generallieutenant emporstieg. Bei seiner Vermählung mit einer sulzbachischen Prinzessin wurde er 1746 katholisch. Während des österreichischen Erbfolgekrieges that er sich namentlich vor Prag hervor. 1750 bis 1751 unternahm er eine große Reise nach Italien, die ihn hin und zurück über den Brenner führte und die sein Begleiter, der Lieutenant und spätere pfälzische General Jörg, im Auftrage des Prinzen beschrieb. Dieses ziemlich umfangreiche Reisetagebuch mit seinen reizenden Mißverständnissen und sonderbaren Bemerkungen bildet den zweiten Theil des vorliegenden Buches. Dr. Leist hat es in ansprechender und geschickter Form bearbeitet. Wir können leider keine Auszüge machen, doch sei männiglich darauf verwiesen. Die hohen Reisenden haben auf der Fahrt 23mal „umgeschmissen" und allerlei interessante Dinge gesehen und erlebt, von denen man

auch heute noch mit Genuß lesen mag. Prinz Friedrich focht im siebenjährigen Kriege gegen Preußen wieder vorzüglich bei Prag, wurde 1758 österreichischer Feldmarschall, gleichzeitig Reichsfeldmarschall und dann auch Commandant der Reichsarmee, als welcher er namentlich 1759 treffliche Dienste leistete. Der Prinz besaß militärisches Talent und war ein tüchtiger Organisator. Er erhielt später das Großkreuz des Maria Theresienordens und das goldene Vließ. Hierauf wurde er Commandirender in Ungarn und zuletzt in Böhmen. Leider starb er aber schon 1767 zu Schwetzingen. — Das vortreffliche Buch verdient die weiteste Verbreitung; S. XIX, Z. 11 von unten, wäre 3. December 1800 zu setzen. Dr. S. M. Prem.

„Peter Mayr, Wirth an der Wahr, ein Held von Anno 1809“ betitelt sich ein recht gefällig ausgestattetes Werkchen, das der besonders in neuerer Zeit sehr rührige Museumsverein der Stadt Bozen im Selbstverlage erscheinen ließ. Die sorgfältige Benützung des allenthalben zerstreuten Quellenmaterials, der wahrhaft patriotische Inhalt und die fesselnde lebhafte Schilderung läßt die Broschüre durchaus als anziehende und dankbare Lectüre erscheinen. Schon der Held dieser Biographie, der Nachkomme eines alten deutsch-tirolischen Bauernadels, knorrig und hart, der mit trotzigem Mannesmuthe für Recht und Freiheit focht, der endlich gefangen und vors Kriegsgericht gestellt, zu stolz und zu ehrlich war, um sich durch eine Lüge loszuwinden, wie man es ihm antrug, nimmt das Interesse des Lesers vollauf in Anspruch. Der Musumsverein hat sich durch die Herausgabe dieses Schriftchens um die Belebung des vaterländischen und dynastischen Geistes sehr verdient gemacht. Unter den angeführten Gedichten sind viele wirklich reizende, hochpoetische Gaben. Das Büchlein hat somit nicht blos des patriotischen Zweckes wegen (der Reingewinn ist nämlich für die Errichtung eines Denkmals an Peter Mayr bestimmt), sondern auch in Bezug auf Form und Inhalt volles Anrecht auf die eingehendste Beachtung und weiteste Verbreitung.

Tiroler Leut. Berggeschichten und Skizzen von R. H. Greinz. Erfurt und Leipzig. Bacmeister's Verlag 1892, 8. 115 S. Preis Mark 1.—.

Eine recht hübsche, abwechslungsreiche Sammlung von vierzehn kleinen Geschichten und Skizzen, deren Hintergrund Tirol bildet, tritt uns da in hübscher Ausstattung entgegen. Die Einleitung wird durch ein Dialektgedicht vertreten, die Widmung lautet auf den Director Lang vom Gärtnerplatz-Theater in München. Besonders anziehend erscheinen mir das erste Stück „Der Isewinkel“ und „Marter-Vroni“, die in Pradl bei Innsbruck spielen. In dem Schlußstücke „Mein Sommernest“ hat der Verfasser den längst abgesottenen Touristenwitz vom „Rumkriechen“ wieder auftischen zu dürfen geglaubt. Eine neue Sammlung von Tiroler Geschichten hat Herr Greinz in Vorbereitung: „Aus'm Landl“, deren Einzeltitel an solche von Rosegger sehr stark

erinnern. Desgleichen gibt Greinz bei Bacmeister unter dem Gesammttitel „Cultur- und Literaturbilder" eine Bibliothek frei erscheinender und einzeln käuflicher Hefte heraus, welche zum näheren Verständnisse der wichtigsten modernen Strömungen unserer Cultur und Literatur beitragen wollen. Nr. 1 ist bereits erschienen, eingeleitet durch einen allgemeinen Aufsatz von Dr. W. Calaminus über den Geist unserer Zeit. P—m.

Herausgeber und Redacteur Dr. Joh. B. Meyer. Verantwortlich Franz Grünanger.
K. u. k. Hofbuchdruckerei Carl Fromme in Wien.

Der besten der Mütter widmet

dies erste von ihm redigierte Heft

der

„Österreichisch-Ungarischen Revue"

in sohnlicher Dankbarkeit, Verehrung und Liebe

der Herausgeber.

11

Dr. Johann Baptist Meyer †.

In den Städten unserer Monarchie wie auf dem Lande begegnen wir bisweilen hochgebildeten Männern, deren Sprechweise sofort ihre nordische Abkunft verräth, wenn nicht schon vorher die blauen, klar und verständig dreinschauenden Augen, der blonde Haarwuchs, das gesund geröthete Antlitz, der abgemessene, sichere Tritt uns dafür Bürge waren. Die Wanderlust des alten Germanen, mehr noch ein rastloser Bethätigungstrieb haben sie herab nach dem Süden geführt, wo ihre unternehmende Rührigkeit, verbunden mit der strammen Disciplin ihrer Geistes- und Willenskräfte, ein gar heilsames Ferment inmitten der behäbigen, genussfrohen Bevölkerung darstellt.

Sie üben verschiedenartige Berufe aus, namentlich aber solche, wobei es nicht bloß auf schulmäßiges Wissen, sondern auch auf eine Dosis praktischen Geschicks, auf das Anpacken- und Durchsetzenkönnen ankommt. Man findet sie daher meistens an Unternehmungen technischer oder ökonomischer Natur betheiligt: sie bauen Eisenbahnen und Canäle, errichten Fabriken, bewirtschaften Latifundien; oder sie stehen im Dienste des immateriellen Fortschritts und gründen gelehrte Vereine, Zeitschriften großen Stils u. s. w. — kurz, man trifft sie überall, wo es Neues ins Leben zu rufen, Hindernisse zu bewältigen, Ideen zu propagieren, Capitalien herbeizuschaffen gilt. Dabei spielt unverkennbar jene gleichfalls echt deutsche Vorliebe einerseits für den Aufenthalt unter freiem Himmel, andererseits für literarische Gestaltung und wissenschaftliche Speculation mit. Sie sind eben ein merkwürdiges Gemisch von Doc

trinär und Geschäftsmann, Schulmeister und Culturpionnier, Stubenhocker und Kraftmensch, jedoch gerade hiedurch berufen, eine führende Rolle zu creieren.

Anfänglich berühren sie uns wenig sympathisch. Sie legen in ihre sparsamen Worte nicht um ein Gran mehr Verbindlichkeit, sie beugen den Hals nicht um einen Zoll tiefer, als es das unerläſslichste Maß socialer Verkehrshöflichkeit fordert; ihre nüchtern-scharfe Logik, ihr decidiertes Urtheil scheinen jeden Widerspruch unsererseits von vorn herein auszuschließen: Eigenschaften, die eine unbequeme Correctur unseres eigenen Wesens bilden, einen unbehaglichen Contrast zur beredteren, schmiegsameren Gefühlsdisposition, zur beweglicheren, sprunghafteren Phantasie des Süddeutschen.

Bei näherem Umgang indes gewinnt ihr kühnes, unabhängiges, auf sich gestelltes Mannesthum. Seine soliden Kenntnisse, der Ernst seiner Lebensführung appellieren zuvörderst an unsern Verstand, und mit einemmal weht uns aus der vornehm-kühlen Zurückhaltung ein warmer Hauch von Idealismus entgegen, der auch zum Herzen spricht, von jenem echten Idealismus, welcher nach Wirkungen ins Bleibende und Große, nach Gemeinnützigkeit strebt.

Und ereignet es sich, daſs der eine oder der andere dieser Männer an der Übermacht feindlicher Verhältnisse zunichte wird und, im verbissenen Dawiderstemmen aufgezehrt, dem Naturgesetze unterliegt, ohne das ersehnte Ziel erreicht zu haben: dann steht sein Bild für immer vor uns in der ergreifenden Verklärung menschlicher Daseinstragik.

Zu letzteren gehörte auch der, dem gegenwärtige Zeilen gewidmet sind, der heuer verstorbene Gründer und mehrjährige Herausgeber der „Österreichisch-Ungarischen Revue", und obige Gedanken wurden in uns wach, da wir, einer Pflicht der Pietät gehorchend, an den Redactionstisch traten, um einen nachträglichen Kranz auf das Grab unseres verdienten Vorgängers zu legen.

Dr. Phil. Johann Baptist Meyer war seiner Geburt nach (24. August 1845) ein Lübecker, mithin ein Sohn des deutschen Nordens, dessen zähe Ausdauer, logische Klarheit, sittlichen Ernst und kühles Wesen er auch in seinem südlicheren Adoptiv-Vaterlande Österreich-Ungarn nie verleugnete. Den Weg hieher wies ihm kein blinder Zufall, er lag schon in den Lebensgeschicken der Eltern vorgezeichnet:

sein Vater, Phil. Dr. Bernhard Joh. Alex. Meyer († zu Dresden am 2. November 1871) hatte mehrere Jahre in Wien gewirkt und hier die „Österreichische Revue" herausgegeben, eine literarische Schöpfung vornehmsten Charakters, auf deren Blättern sich die gesammten geistigen und materiellen Culturbestrebungen unserer Monarchie in damaliger und älterer Epoche widerspiegeln, und die Zeugenschaft ablegt von dem umfassenden staatsmännischen Blick wie von der hohen publicistischen Begabung ihres Gründers. Seine erste Ausbildung empfieng Johann Baptist an den humanistischen Lehranstalten zu Güstrow, Schwerin und Charlottenburg. Er hatte sich schon in jungen Jahren, wie ein in den Händen des Schreibers dieser Zeilen befindliches „Curriculum vitae" berichtet, für das Studium der Cameralwissenschaft entschieden, und so begegnen wir ihm nach absolviertem Gymnasium zunächst im Königreiche Sachsen auf dem Kammergute Rennersdorf, sondann auf dem Rittergute Niederforchheim, um die erforderliche praktische Grundlage für die theoretischen Studien zu gewinnen. Diese betrieb er an den Universitäten Bonn, Halle, Berlin und Heidelberg, welch letztere Hochschule ihm nach einem „insigni cum laude" bestandenen Examen aus Nationalökonomie, Statistik und Landwirtschaft den philosophischen Doctorgrad verlieh. Sein Augenmerk richtete sich jetzt auf eine staatswissenschaftliche Lehrkanzel. Um sich für eine solche genügend vorzubereiten, frequentierte der junge Doctor hierauf in Berlin unter dem Geheimen Oberregierungsrathe Dr. Engel einen Cursus des statistischen Seminars, nach dessen Beendigung er nach Heidelberg in der Absicht zurückkehrte, sich daselbst zu habilitieren. Aber die epochalen Ereignisse des Jahres 1870 griffen störend in die Pläne des angehenden Universitätsdocenten ein. Infolge des ausbrechenden deutsch-französischen Krieges werden die Vorlesungen sistiert, die auflodernde nationale Begeisterung treibt zahlreiche junge Männer unter die Fahnen, und auch Dr. Meyer tritt als Kriegsfreiwilliger in das zweite großherzgl. badische Dragonerregiment. Dem Corps des Generals v. Werder zugetheilt, macht das Regiment die Belagerung von Straßburg, die Kämpfe um Belfort, Dijon u. s. w. gegen Bourbaki mit, welche unserem soldatischen Gelehrten die großherzgl. badische Civilverdienstmedaille eintragen. Nach erfolgtem Friedensschluss endlich gelang es demselben, den Wunsch einer akademischen Laufbahn zu realisieren, und nun treffen wir ihn zu Beginn des Wintersemesters 1871—1872 zu Eldena bei Greifswald, wo er an der dortigen königlichen staats- und landwirtschaftlichen Akademie Vor-

lesungen über Gegenstände der politischen Ökonomie eröffnet, und zwar „unter erheblichem Zuspruche“, wie ein seitens der Direction später ausgefertigtes „Zeugnis“ betont. Seines Bleibens daselbst ist jedoch nicht lange; neuerdings, diesmal auf schmerzlichste Weise, wird er dem erwählten Beruf entrissen, ehe er ihn noch recht angetreten. Anfangs November ruft ihn der Tod des Vaters ab — und damit ist seinem ferneren Lebensgange die Richtung auf das große Donaureich gegeben, das ihm, zeitweilige Unterbrechungen abgerechnet, zur zweiten Heimat, zum Schauplatz einer vielseitigen, höchst bedeutenden literarischen und praktischen Thätigkeit werden, und wo er seine letzte Ruhestatt finden sollte.

1863 hatte Dr. Meyer sen. mit der Ausgabe der „Österreichischen Revue“ begonnen. Entsprechend ihrer hervorragenden publicistischen Bedeutung, war ihr von Seiten der machthabenden Factoren wirksame Unterstützung entgegengebracht, aber wenige Jahre darauf (1867), als betreffendenorts ein Personalwechsel stattfand, wieder entzogen worden. Dieser Umstand schnitt jählings den Faden ihres Weitererscheinens entzwei, nachdem sie die staatliche Zahl von 46 Bänden erreicht und sich den Ruhm erworben hatte, unter die glänzendsten literarischen Hervorbringungen des centralistischen Österreich zu gehören.

In den Tagen des „volkswirtschaftlichen Aufschwungs“ indes scheinen sich an maßgebender Stelle die Ansichten über den Wert und die Nothwendigkeit eines ähnlichen Organes abermals, und zwar in günstigem Sinne geändert zu haben, auch müssen hierauf bezügliche Verhandlungen mit Dr. Meyer jun. gepflogen worden sein, denn dieser übersiedelt jetzt, die Zusicherung einer namhaften pecuniären Hilfeleistung in der Tasche, nach der Kaiserstadt am Donaustrande, um das väterliche Unternehmen fortzusetzen. Mit Umsicht und Energie legt er die Hand ans Werk und führt, vom Erfolge begünstigt, die technische sowie literarische Neubegründung durch; doch da bricht über das Reich die berüchtige Finanzkatastrophe herein, die versprochenen Summen können nicht flüssig gemacht werden, und Dr. Meyer sieht sich gezwungen, das Project, dem er Geld, Mühe und Zeit geopfert, vorläufig fallen zu lassen. Er ist genöthigt, eine rentable Beschäftigung zu suchen, und das ausgezeichnete Andenken des Vaters erschließt dem Sohne die Pforten des k. k. Handelsministeriums, wo er im statistischen Departement von 1875 bis 1880 als provisorischer Beamter, dabei aber auch schriftstellerisch auf dem Gebiete der Handelspolitik und Industriestatistik mannigfach wirksam war.

Vorher schon hatte er, „innig vertraut mit den landwirtschaftlichen Verhältnissen der Monarchie" („Curric. vitae"), dieselbe wiederholt, zuletzt noch 1874 im Auftrage des k. k. Ackerbauministeriums behufs agrarischer Studien bereist. Ihr wissenschaftliches Resultat in Gemeinschaft mit den Ergebnissen seiner älteren Untersuchungen findet prägnanteste Formulierung in nachstehendem, dem bereits öfter citierten „Curriculum vitae" entlehnten Axiom, welches als der treibende Motor seiner ganzen staats- und volkswirtschaftlichen Bestrebungen angesehen werden kann: „Gerade in Zeiten der Decadence wie die unsrige ist die Erschließung neuer und die Erweiterung der bisher üblichen Absatzquellen das Agens für die Wiederbelebung der Industrie und die Hebung der Bodencultur."

Da seine definitive Anstellung, mithin die Möglichkeit des Avancierens an die Bedingung des Erwerbs des österreichischen Staatsbürgerrechtes geknüpft wurde, wozu sich jedoch Dr. Meyer aus uns unbekannten Gründen nicht zu entschließen vermochte, gab er den öffentlichen Dienst wieder auf und folgte einem Rufe des Oberschlesischen Berg- und Hüttenmännischen Vereines nach Kattowitz in Preußisch-Schlesien, wo er als Secretär und selbständiger Leiter des vom Vereine herausgegebenen Fachblattes von 1881 bis 1883 verweilte. Eine Bescheinigung, welche der Vorstand dem scheidenden Functionär ausstellte, hebt namentlich dessen „Leistungen auf dem Gebiete des Tarifswesens und der für Oberschlesien so wichtigen Canalfragen" hervor, sowie ein Document früheren Datums, gefertigt von Dr. Theodor Hertzka, dem damaligen Chefredacteur der „Wiener Allgemeinen Zeitung", deren Redactionsstabe Johann Baptist vor- und nachher längere Zeit hindurch angehörte, seiner Wirksamkeit als volkswirtschaftlicher Leitartikler glänzende Anerkennung widerfahren läſst. „Ich hatte," äußert sich Hertzka, „seit Jahren Gelegenheit, seine besondere Befähigung und große Gewandtheit in der Behandlung allgemein wirtschaftlicher und cultureller Fragen sowie specieller Fachfragen der Gewerbe-, Handels- und Tarifpolitik kennen zu lernen und mich zu überzeugen, daſs derselbe das geeignete Talent und die nöthigen Kenntnisse für die selbständige Leitung einer Zeitschrift besitzt."

Das Jahr 1884 findet unseren gelehrten Wanderer wieder in Österreich. Er hat eine geliebte Frau, Anna Schulz aus Brandenburg, heimgeführt und zu Bisamberg bei Wien ein Häuschen nebst dazu gehörigen Grundbesitz angekauft. Hieher flüchtet er sich des Abends, abgespannt an Körper und Seele, hier holt er Athem, sinnt

er auf neue Auskunftsmittel für die Mühen und Verwicklungen, womit ihn tagsüber die Residenz umwogt. Diese sind endlos, aufreibend, voll Verantwortlichkeit — Dr. Meyer ist an das Hauptwerk seines Lebens herangetreten, an die Herstellung des seit langem projectierten Donau-Odercanals. Die Nord- und Ostsee mit dem Schwarzen Meere vermittelst einer Central-Europa durchquerenden Wasserstraße zu verbinden, auf diese Weise den concurrierenden Bahnen niedrigere Frachtentarife abzunöthigen und der agrarischen und industriellen Production des Ufergebietes einen nachhaltigen Impuls zu verleihen durch Erschließung billiger und bequemer Absatzwege sowie neuer Consumtionsstätten: das ist die große Mission, deren culturelle und wirtschaftliche Tragweite unseren klarblickenden Cameralisten entflammt. Für sie setzte er sich mit der ganzen Vielseitigkeit und Gediegenheit seiner Fachkenntnisse, der ganzen Expansionsfähigkeit seines Willens ein, ihr opferte er ohne Bedenken Geld, Wohlbehagen und Gesundheit. So glückte es ihm, dem bescheidenen, auf seine eigenen Hilfsquellen beschränkten Privatmann, ein halbvergessenes Project wieder in den Vordergrund des öffentlichen Interesses zu schieben und Jahre hindurch da festzuhalten. Er wusste gegenüber der einen Partei, welche die beiden Flüsse durch einen Lateralcanal verbinden wollte, der seinigen Geltung zu verschaffen, welche hiezu blosse Canalisierung der Oder, Beczwa und March befürwortete. Er wusste die Regierung, Volksvertretung und Finanzwelt dreier Staaten, Österreichs, Ungarns und Preußens, zu gewinnen, alle aus der naturgemäßen Rivalität der betheiligten Factoren entspringenden Hemmnisse wegzuräumen, und organisierte das Unternehmen in dem Sinne, dass dem preußischen Wasserbau-Ingenieur Heinr. Kröhnke, einem der Miturheber des Oder-Canalisierungsprojectes, eine dominierende technische Rolle übertragen ward, während er sich selbst die administrativ-finanzielle Leitung vorbehielt. Endlich erlangte er die Concession zur Inangriffnahme der Vorarbeiten — doch jetzt trat abermals jene geheimnisvoll-dämonische Macht dazwischen, die wir wiederholt feindselig in seine Geschicke eingreifen sahen: der ungarische Handelsminister Baros, eine wesentliche Stütze der Sache, starb, der ganze Apparat gerieth ins Stocken, und Dr. Meyer musste sich neuerdings mit der Hoffnung auf bessere Zeiten vertrösten — auf bessere Zeiten, die für ihn nicht mehr kommen sollten.

Und darin beruht die Tragik seines Lebens, welche den nordisch nüchternen, Gefühlswallungen wenig zugänglichen, bei harter gedank-

licher Selbstzucht dem Alltäglichen entfremdeten Mann unserem Empfinden menschlich nahe bringt — darin, dass dieser groß angelegte, fruchtbare Geist, so gewandt im Anpassen an gegebene Bedingungen und so unbeugsam in der Verfolgung seiner Ziele, immer nur säen, nie aber ernten, immer nur beginnen, nie aber vollenden durfte; dass diese elementare Willenskraft ohnmächtig wie Glas zersplittern musste am Felsblock des Verhängnisses.

Ergieng es ihm ja nicht anders mit der zweiten, für die geistige Cultur unserer Monarchie bedeutsamen Veranstaltung, mit der „Österreichisch-Ungarischen Revue". Bald nachdem er die Realisierung seines Canalprojects in die Hand genommen, machte sich ihm das Bedürfnis fühlbar nach einem publicistischen Mittel großen Stils, welches seine Ideen über die verschiedenen dabei in Betracht kommenden Fragen, unabhängig von dem Rahmen und den Tendenzen schon bestehender Zeitschriften, unter das gebildete Publicum zu lancieren vermochte. Er griff zu dem Behufe auf die alte „Österreichische Revue" des Vaters zurück, für deren Neubelebung bereits mehrere Jahre vorher, wie wir wissen, die erforderlichen Schritte gethan waren. Von einflussreichster Seite durch Empfehlungen und Winke, desgleichen durch die Zusage materieller Förderung ermuntert, warf er sich auf die Ausführung, und im Frühjahr 1886 erschien das erste Heft der „Österreichisch-Ungarischen Revue", während gleichzeitig verschickte Prospecte das sachliche Programm sowie die leitenden Principien unter weiten Gesichtspunkten und unter nachdrücklicher Betonung des österreichischen Staatsgedankens einerseits, einer idealen Weltauffassung andererseits erörterten. Die „Neue Folge" der Revue errang gleich anfangs, ohne von den Posaunenstößen moderner Reclame begleitet zu sein, durch scientifische und ethische Tüchtigkeit einen Achtungserfolg, der sich bald zu dem literarischen Ansehen ihres Vorwerkes verdichtete. Mit einemmale ward ein Organ geboten, das weder zum exclusiven Fachmann sprach noch mit dem Boudoirtisch liebäugelte, sondern sich an den Universellgebildeten wandte, um dessen ernstes Verlangen nach Aufklärung in allen Wissens- und Daseinsgebieten zu befriedigen; ein Organ, geeignet, dem Auslande gegenüber als Gradmesser des gesammten socialen und intellectuellen Fortschrittes innerhalb unserer Grenzen zu gelten. Gleich einem erquickenden Sonnenstrahl drang durch die Staubwolken, welche der Kampf um Wahrung und Anerkennung der „historischen Individualitäten" emporwirbelte, der Hinweis auf das gemeinsame große Vaterland, und wenn die Menge, die naturalistisch-pessimistische Doctrin missverstehend, der Legalisierung

der animalischen Triebe im Menschen zuschwärmte, so wurde hier die Verantwortlichkeit des einzelnen als alleinige sittliche Basis jedes Zusammenlebens und -wirkens vertreten. Darum begrüßte der Patriot wie der Politiker mit Genugthuung die Wiedergeburt der „Revue". Mochten auch die finanziellen Resultate nicht sofort an die moralischen hinanreichen — je mehr sich die im wahrsten Sinne staatspädagogische Wirksamkeit dieser Monatsschrift bemerkbar machte und damit deren „Staatsnothwendigkeit" (um den Ausdruck einer hochgestellten Persönlichkeit zu gebrauchen) documentierte, desto regerer Theilnahme begegnete sie in den Kreisen der Denkenden und Führenden. Die breiteren Schichten der Lesewelt konnten allerdings nur mählig herangezogen werden, hiezu fehlte es vor allem an erforderlichem Betriebscapital. Aber auch das Werk selbst hatte zu viel von der protestantischen Herbe, der akademischen Zugeknöpftheit seines fachgelehrten Herausgebers. Um keinerlei Anstoß zu erregen, vermied dieser ängstlich jede Berührung der zeitgenössischen Politik, sogar in dem einer „Revue" an sich vorgezeichneten Rahmen objectiven, allgemein gehaltenen Berichterstattens, und um dem Ernste sachlicher Betrachtung keinen Eintrag zu thun, untersagte er den heiteren Musen jede Betheiligung. Die Sachlichkeit selbst wurde häufig zu weit getrieben, indem speciellste Fragen des Wasserbaues, der Verkehrsstatistik u. dgl., wie solche sich aus dem ursprünglichen Zweck der Zeitschrift ergaben, das Canalproject publicistisch zu fördern, zu breite und eingehende Behandlung erfuhren, lauter Umstände, welche einerseits den lebendigen Zusammenhang der „Revue" mit der realen Gegenwart unterbinden, andererseits das Interesse an ihr abschwächen musſten. Doch dem praktischen Blick, der eisernen Energie Dr. Meyers gelang es, auch diese Schwierigkeiten zu besiegen, trotzdem seine Kraft und Zeit in erster Linie den Geschäften jener großen Verkehrsanlage zugewandt blieben. Über die ganze Monarchie spannte er ein Netz von Verbindungen und warb einen geradezu glänzenden Stab akademischer wie nichtakademischer Mitarbeiter, deren Feder ihm zu einem stofflich ebenso abwechslungsreichen als gediegenen Programm verhalf; unaufhörliche Reisen, schriftliche und mündliche Vorstellungen ohne Zahl, zumeist im Dienste des Canalbaues gemacht, führten hochstehende und vermögliche Freunde gleicherweise der „Revue" zu, welche derselben eine festere capitalistische Fundierung ermöglichten. So brach für sie nach den Tagen der Sterilität eine günstigere Periode an, und ihr Schöpfer und Leiter wäre in die Lage gekommen, die Frucht vieljähriger Mühen zu genießen, wenn

ihn nicht der böse Stern, welcher über seinem Dasein waltete, vor der Zeit darum gebracht hätte. Eben hatte Dr. Meyer das 3. Heft des 13. Bandes — ominöses Zusammentreffen! — in die Welt geschickt, als ihm der Tod den Redactionsstift aus der Hand nahm.

Der letzte Abschied seines Lebens ward außer durch mannigfache Berufssorgen noch durch häuslichen Kummer verbittert. Jahrelang hatte ein schwerer neuropathischer Zustand seine von ihm innigst geliebte und verehrte Gemahlin gequält und schließlich darniedergeworfen. Er widmete ihr die zärtlichste Pflege, seine Tage und Nächte in gedoppelter Thätigkeit zwischen Krankenbett und Schreibtisch theilend und den allgemach erschlaffenden Nerven hier wie dort immer erneute Kraftäußerungen abzwingend. Als endlich Frau Anna im Frühlinge des laufenden Jahres verschied, war die Grenze der Widerstandsfähigkeit erreicht. Der Überlastung folgte eine zu rapide Entlastung des Nervensystems, welcher diese zwar elastische, jedoch zarte und in unablässig bohrendem Schaffenstrieb untergrabene Constitution keinen Gegendruck zu leisten vermochte. Symptome eines latenten Herzübels zeigten sich, und auf das bestimmteste dazu aufgefordert, deutete der Arzt an, dass Dr. Meyer nur mehr Monate und Wochen zu leben habe. Soweit es dem unrettbar Verlornen möglich, ordnet er mit Hilfe des treubewährten Freundes Fr. Swoboda seine Angelegenheiten und trifft ruhig und gefasst die letztwilligen Verfügungen. Am 20. August d. J. vormittags in Bisamberg von seinen Feldern heimkehrend, wo er den Arbeitern nachgesehen, setzt er sich im Schatten der Veranda seines Landhauses zum Imbiss nieder — doch bevor die Hand noch den ersten Bissen an die Lippe bringt, krampft sie plötzlich zum Herzen, er zuckt einmal und wieder einmal in sich zusammen und sinkt entseelt in den Stuhl zurück . . .

Auf dem Bisamberger Ortsfriedhofe begrub man ihn. Kinder hinterließ er aus seiner neunjährigen Ehe nicht.

Welchen Eindruck Dr. Meyer als Mensch machte, ist eingangs dieser Skizze angedeutet worden.

Als Schriftsteller veröffentlichte er in Fachblättern eine stattliche Reihe größerer und kleinerer Aufsätze, welche meist Specialgegenständen der Staats- und Volkswirtschaft gewidmet sind. Auch die „Revue“ brachte mehrere, von denen die wichtigsten sich mit dem Canalproject

beschäftigen („Der Wasserstraßenbau in Österreich-Ungarn", Bd. III, S. 337; „Die Herstellung einer Wasserstraße zwischen der Donau und der Oder", Bd. IV, S. 303; „Der Donau-Oder-Canal", Bd. VIII, S. 199). Sie lassen bei aller Fülle des statistisch-tabellarischen Details nie die weiteren, allgemeiner interessierenden Gesichtspunkte vermissen, und trotz seiner breitspurigen Gründlichkeit ist der Stil flüssig, gewandt, ja elegant. Umfangreichere, selbständige Werke hat Dr. Meyer nicht verfasst, dazu blieben ihm zu wenig Zeit und Muße von seinen verschiedentlichen Unternehmungen übrig.

Der Eldenaer Ex-Docent war eben ein classischer Typus jener eigenartigen Temperamentsmischung von Reflexion und Initiative, wie sie der protestantische Norden häufig hervorbringt, und wie wir sie am Beginn dieser Zeilen zu charakterisieren versucht haben. Halb Akademiker, halb Geschäftsmann, hatte für ihn die wissenschaftliche Abstraction nur insoferne Wert, als sie in unmittelbar praktischer Nützlichkeit auf das bürgerliche Leben zurückzuwirken vermochte. Die Rolle eines volkswirtschaftlichen Entrepreneurs mit ihrem ständigen intimen Rapport zwischen Natur und Gesellschaft einerseits, dem Studierzimmer andererseits saß ihm wie angegossen, und er hätte dieselbe sicher glänzend durchgeführt, wäre ihm eine längere Frist vergönnt gewesen.

Was ihn bewogen, gerade die Donau-Oderverbindung aufzugreifen, wissen wir nicht, sind jedoch überzeugt, es hier nicht mit einer Inspiration des Augenblicks, sondern mit einem von langer Hand vorbereiteten und Schritt für Schritt der Realisierung näher gebrachten Plane zu thun zu haben. Nur so erklärt sich der seltsame Widerspruch, den die nüchterne, consequente Veranlagung des trefflichen Mannes und seine unstete Lebensweise aufzeigen: jede dargebotene Erweiterung der Kenntnis und Erfahrung, jede neugewonnene Verbindung musste das Ihrige beitragen, die Stunde heraufzuführen, da er mit seinen Propositionen vor das Publicum zweier Monarchien treten konnte. Welche Zukunft aber auch dem für die wirtschaftliche Wohlfahrt Österreich-Ungarns und Deutschlands gleich bedeutsamen Unternehmen beschieden sein mag, Dr. Meyers Name wird dauernd mit dessen Entwicklungsgeschichte verknüpft bleiben.

Auf dem Boden seiner Wahlheimat Österreich-Ungarn insbesondere hat er sich selbst ein ehrendes literarisches Denkmal in der „Österreichisch-Ungarischen Revue" errichtet — möge deren Fortbestand ein hellerer Stern leuchten, als ihrem wenig glücklichen Begründer geleuchtet hat.

Wien, im December 1892. A. M.-W.